



Workshop

**Interkulturelles Altern
Eine Herausforderung der Zukunft**



Workshop
Interkulturelles Altern
Eine Herausforderung der Zukunft
»Wellness« im Kiez?
Das Umfeld als soziales Netzwerk
Medienbilder
Von der Schwierigkeit positiver Berichterstattung
über die Alten

Dienstag, 30. November 2004



Herausgeber: Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.
April 2005

Bericht vom Workshop im Zusammenhang mit der Ausgabe
»JÜDISCHE KORRESPONDENZ« Nr..5 / Mai 2005

Titelfoto: Bunes Kreuzberg Foto: Metin Yilmaz

Foto Seite 3: Russischsprachige jüdische Zuwanderer im höheren Lebensalter
vor ihrer Deutschstunde im JKV Foto: Igor Chalmiev

Dieser Workshop wurde gemeinsam mit dem AWO- Begegnungszentrum Kreuzberg
konzipiert und durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung finanziell gefördert.

Herausgeber: Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.
Oranienburger Str.26 10117 Berlin
Tel. 030 - 282 6669 / 2859 8052, Fax: 030 - 28598053
e-mail: JKV.Berlin@t-online.de

Redaktion: Dr. Irene Runge / Jutta Keseberg-Günükutlu
Layout: Igor Chalmiev
Berlin, April 2005
ISSN 1434-6133

*Wir danken der Rosa-Luxemburg-Stiftung für die finanzielle Unterstützung bei
der Herausgabe dieser Broschüre*

INHALT

Igor Chalmiev (Integrationsbeauftragter Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.)

Migration und Alter. Ein Prolog

Dr. Irene Runge (1. Vorsitzende des JKV)

Das Altern veraltet nicht...

Judith Kessler (Jüdische Gemeinde zu Berlin)

Charlottengrad oder Scheunenviertel

Jutta Keseberg-Günükutlu

Wohnmaschine Neues Kreuzberger Zentrum

Über den Vortrag von Manal Seifeldin (Landesbeirat für Integration und Migration)

Arabische Familien im Kiez

Hakan Tas (freier Journalist) und Koray Yilmaz-Günay (Glad e. V.)

Von der Schwierigkeit positiver Berichterstattung über die Alten

Dr. Alla Kisseleva (Russisches TV und Radio Multi Kulti)

Russischsprachige Medien für Jüdische Migranten

Zusammenfassung der Diskussion am Nachmittag

Medienbilder

Filiz Müller-Lenhartz (AWO Begegnungszentrum Kreuzberg)

Ist das ein Epilog?

Anhang

Programm des 4. Workshops des JKV 16 Jahre JKV - Eine Zusammenfassung

Migration und Alter. Ein Prolog

Von Igor Chalmiev

Ich freue mich sehr, Sie bei unserem heutigen Workshop begrüßen zu dürfen.

Ihr Interesse bestätigt die Richtigkeit dessen, was der Jüdische Kulturverein Berlin im Rahmen seines Projekts »Integrationshilfe für hochqualifizierte ältere jüdische Zuwanderer« macht, das vom Bezirksamt Mitte seit drei Jahren gefördert wird. Auch die bewährte Zusammenarbeit mit der AWO-Begabungstätte Kreuzberg und der leider heute abwesenden Filiz Müller-Lenhartz muss, ebenso wie die Hilfe der Rosa-Luxemburg-Stiftung, einleitend unbedingt erwähnt werden.

Das Thema »interkulturelles Altern« oder - wie wir es genannt haben »Wellness im Kiez« ist äußerst aktuell, auch wenn mancherorts leider noch immer so getan wird, als handele es sich um ein vorübergehendes Phänomen.

Wir haben aus der Erkenntnis, dass uns interkulturelles Altern zunehmend beschäftigen wird, in den vergangenen drei Jahren bereits drei unterschiedliche Kolloquien durchgeführt, deren Schwerpunkte immer das Altern als Prozess beziehungsweise als Lebensweisen und Traditionen zwischen und in den verschiedenen Migrantengenerationen in Deutschland waren. Die Themen dieser Workshops lauteten:

- »Vom Altern in der Fremde.« Über Chancen und Hindernisse der Integration hochqualifizierter älterer und alter russischsprachiger »Kontingent-Flüchtlinge« im heutigen Deutschland;
- »Schmelztiegel oder Flickenteppich?« Nicht nur Berliner Lebensweisen zwischen Integration und Assimilation;
- »Berliner Begegnungen zwischen Ramadan und Chanukka.«

Während die ersten zwei Workshops wissenschaftliche und praktische Erfahrungen verknüpfen sollten, war der dritte Workshop eher auf eine Beschreibung und die bildliche – fotodokumentarische - Darstellung des Berliner Lebens in den unterschiedlichen ethnischen (Alters)-Gruppen im Zusammenhang mit deren Alltag und ihrer eigenen Festtäglichkeit ausgerichtet.

Im letzten wie auch in diesem Jahr war - wie schon gesagt - das AWO Begegnungszentrum Kreuzberg unser Kooperationspartner. Die Schwerpunkte für das heutige Treffen wurden auch mit verschiedenen Mitgliedern des Migrationsrat Berlin-Brandenburg, dessen Gründungsmitglied wir sind, vorab diskutiert.

Alle bisherigen und auch dieser Workshop sind durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert worden.

Wie wir schon heute wissen, ist jetzt eine Zeit angebrochen, über die man sich in Deutschlands Eliten sehr viel mehr Gedanken machen sollte. Unter anderem darüber, dass die Zahl der alten Menschen in Deutschland in absehbarer Zeit kräftig zunehmen wird. Dabei spielt der Anteil der in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund eine zunehmend große Rolle.

Es ist mir unverständlich, weshalb die einfache, die logische Tatsache nicht alltäglich bedacht wird, dass junge Menschen, die vor und seit Jahrzehnten nach Deutschland als Ausländer kamen, inzwischen älter, alt, auch sehr alt und teilweise deutsche Staatsbürger geworden sind. Damit ist eine soziale und demographische Situation entstanden, die zum Nachdenken und Handeln herausfordert.

Berlin ist, was dieses Altern angeht, keine Ausnahme. Aber in Berlin findet alles häufiger und intensiver statt. Berlin, finde ich, zeigt uns geradezu exemplarisch, wo die Probleme liegen, die außerhalb der großen Städte noch nicht besonders bemerkt werden. Die Medien sind jetzt offenbar in Neukölln auf Konflikte und mangelnde Lösungsansätze bei heutigen Kindern und Jugendlichen und damit auf die Fragen elterlicher Zuständigkeiten gestoßen. Die Großeltern, sofern sie in Neukölln leben, werden dabei noch übersehen. Diese Entwicklung bis hin zum Zusammenprall der Generationen ist aber kein Phänomen eines Ortsteils, sondern unsere ganz allgemeine Zukunft.

Im Jüdischen Kulturverein haben wir oft über Kontinuitäten und Brüche, Generationen und Vereinzelungen gesprochen und eigentlich hilflos über Lösungen diskutiert.

Auch darum finden wir es gerade in dieser Zeit so besonders wichtig, mit kompetenten Leuten über die inter- oder ethnischen Milieus, über das Wohl- oder Unwohlbefinden in den Kiezen zu sprechen, wo die Herkunftskulturen einander überschneiden.

Es ist einfach so, dass das interkulturelle Altern eine Herausforderung der Zukunft ist. Das ist der erklärende Zusatz, womit wir diesen Workshop auch noch überschrieben haben.

Ich wünsche uns allen viele neue Erkenntnisse.

Das Altern veraltet nicht...

Von Irene Runge

Als wir dieses Thema erdachten, erschien Deutschlands ausländerpolitische und kultur-migrantische Lage noch einigermaßen übersichtlich. Es lebte sich bequem mit den bewährten Stereotypen vom Gegeneinander und dem Behaupten der Unverträglichkeit einzelner Kulturen. Das machte die Runde. Sätze wie diese sind lange eingeübt, sind also selbstverständlich geworden. Sie bedürfen keines weiteren Beweises. Zum Allgemeingut gehörte in jenen Vorbereitungszeiten auch eine Art urbaner Zufriedenheit, deren Basis ein sichtbar florierendes Wort wie *Multikulti* bildete.

Den Gegnern der Einwanderung war allerdings beides ein steter Dorn im farbenblinden Auge. Nicht plötzlich, eher in Schüben hat sich dieses anheimelnde Bild gewandelt.

Zu diesem Wandlungsprozess gehört, dass Politiker und Medien und auch die sich gröber äußernde Allgemeinheit, kurzerhand, also ohne Sinn und Verstand, südländisch wirkende sogenannte »ausländische Mitbürger« zu Muslimen oder, das war aber schon die nächste Stufe, zu Islamisten umdeuteten. Eine genauere Differenzierung, auch die Begründung für diese Zuweisungen entfielen. Selbst eine mühsam erworbene deutsche Staatsangehörigkeit spielte in der irrationalen Debatte keine mildernde Rolle.

Die Antworten, sollte in späteren Jahren je nach den Gründen für diese merkwürdige Umbewertung gefragt werden, könnten dann zögerlich ausfallen, denn es wird nachträglich ebenso schwer sein wie gegenwärtig, ein rationales Muster zu erkennen, nachdem die Emotionen so heftig ausgereizt worden sind. In einem solchen Fall von Nachfrage wird wohl schließlich auch jene hysterische Klagewelle in Erinnerung gerufen

werden müssen, die nämlich , dass das bewährte deutsche Schulsystem durch fremdsprachige Kinderscharen sehr plötzlich ganz unvorhersehbaren Kollisionen ausgesetzt war und - so geht die Legende dann weiter - jugendliche Banden, und hoffentlich wird hier ergänzt werden: nicht nur undeutscher Herkunft, allerorten in gewissen Gegenden ihre Marken setzen. Diese Banden nun versuchten, so könnte die Überlieferung im Alltagsgedächtnis gespeichert sein, ganz und gar grundlos das bisher fast ungetrübte neben- und miteinander verlaufende Wohlbefinden im Kiez zu trüben. So sollte Berliner Einwanderungsgeschichte aber nicht geschrieben werden.

Als nicht minder bedrohlich hatten sich in jenen Wochen, so könnte später auch noch berichtet werden, kopftuchtragende Frauen im öffentlichen Dienst entpuppt. Von dieser Gefahr erlöste der verängstigte Gesetzgeber das Land ohne merkbliche Proteste fast in Windeseile, wobei er die muselmanischen Männerbärte als religiöse Symbole weder erkannte, geschweige denn abscheren ließ.

Eine wirkliche Genugtuung, so könnte späterhin die Saga zu vermeiden haben, stellte sich damals dennoch nicht ein. Also kam die Zwangsverheiratung junger Frauen in Anatolien auf die deutsche Tagesordnung, wobei das Dilemma der zwangsverheirateten jungen Männer geflissentlich übersehen wurde, obgleich sogar ein Spielfilm aus dem klassischen Einwanderungsland Großbritannien, ein in Manchester handelndes pakistanisches Beispiel, künstlerisch wertvoll das Elend vorführte und dabei die nicht minder bigotte klassische katholische Reaktion auf private Liebschaften religiös verschiedener Partner nicht aussparte.

Mit großer Vehemenz wird jedenfalls in Deutschland und nicht mehr nur ganz konservativ das Ende der multikulturellen Gesellschaft behauptet, und zwar jener, die zuvor in sehr breiten Kreisen als nicht-existent bezeichnet worden und an vielen kleinen Orten wie andere Großstadtübel auch, nur medial bekannt war. Auch ein deutsches Leitbild wurde in den letzten Monaten gern bemüht. Doch wurde nach dem ersten fehlgeschlagenen Versuch jetzt gemeint, dieses ließe sich durch einen Eid auf die Verfassung erwerben. Da war es nicht weit bis zur Frage nach neu-deutschem Patriotismus, der mangels Suche nach geeigneten historischen Quellen wie solchen aus dem Revolutionsjahr 1848 oder ähnlichem offenbar irgendwo in einem luftigeren Überbau vermutet wurde.

Kurz gesagt: In Deutschland ging am Anfang des 21. Jahrhunderts wortreich ein großer Reformwille um.

Trotz jener dick aufgeblasenen Infamie, trotz manch platter Wahrheiten über die längst hier beheimatete, doch verschmähte bis verleugnete sozio-ethnische und kulturelle *Diversity* oder Vielfalt, ließen sich dennoch so schwer verdauliche Happen wie Hartz IV, Rechtsextremismus, Finanz-, Gesundheits- und sonstige Krisen nicht rückstandslos aus dem Alltagsbewusstsein verdrängen.

Auch die Herauskehrung dessen, was deutsches Fremdeln fördert, weil es aus abweichenden kulturellen Nischen stammt, selbst die trotzige Umbenennung des bisherigen Nebeneinanders in nunmehr gefährliche *Parallelgesellschaften* ließ sich nicht benutzen, um gesellschaftlich Wesentlicheres zu verschweigen. Es kam zu erheblichen Irritationen, diese dienten dem Rückzug ins Private. Nicht nur der Abstand zwischen Mein und Dein wuchs, auch die Abneigung gegen das, was man gemeinhin jüdisch wähnte, nahm neue Züge an, während sich eine bislang fast ungekannte Islamfeindschaft fast wahnhaft steigerte.

Die Dummheit nahm peinliche Züge an. Das Ausland staunte nicht schlecht. So musste die politische Szene gemeinsam mit den Medien energisch und nicht sehr erfolgreich gegen die erschreckenden Reaktionen auf ihre eigene dumme Geschwätzigkeit steuern. Das öffentlich gewordene Vorurteil wanderte aber nur teilweise zurück in die familiäre Gemütlichkeit.

Diese ungute Kampagne hatte dennoch eine gute Seite. Endlich durften Muslime und Muslima ihre Lebensentwürfe öffentlich im Fernsehen und in den Zeitungen vertreten. Und sie taten dies mit Selbstvertrauen, in gutem Deutsch, und bedienten nicht die festgewordenen Vorurteile, die als morgenländische Traditionen behauptet worden waren.

Gänzlich, sicher nicht vorsätzlich, fallen bis heute auch die demographischen Tatsachen durch das ideologische Raster. Ausgeblendet bleibt zumeist, was auch für Migranten, Ein- wie Zuwanderer, Asylbewerber und natürlich alle Nachgeborenen beiderlei Geschlechts gilt: Sie werden allesamt chronologisch, biologisch, kulturell älter und - in absehbarer Zeit – Jahrgang um Jahrgang alt geworden sein. Eine neue Jugend wird sie ersetzen. Dieser allerdings wird gemeinhin dem Vorurteil ausgesetzt, ihr sei wenig deutscher Sinn und globaler Verstand zugetrauen. Ihre Zukunft

wird dennoch keine Fortsetzung der Gegenwart sein. Was all das für die heute, morgen oder übermorgen Gealterten und für ihre jeweilige Stadt heißen könnte, wird sich später einmal als Futurum zeigen.

Das heutige Altsein von Migranten jedenfalls scheint die Sozialämter zu beschäftigen. Kulturell verschiedenes Altern ist dort allerdings noch nicht vorgesehen. Der Zuwachs an Jahren, genannt Älterwerden, bleibt nach wie vor eigenen Selbstverständnissen und Deutungen überlassen. So bleibt es an uns, die Vorgänge zu beobachten, zu erfragen, zu beschreiben und schleunigst komplexere politische, kulturelle, soziale, ökonomische Zusammenhänge einzufügen. Das nennt man politisches Vordenken, und doch könnte es fast zu spät sein.

Sehr offensichtlich wissen nicht nur wir es nicht, sondern auch die politikmachende Klasse weiß wohl kaum, welche Vor- und Leitbilder, welche Normen, welche Schwierigkeiten mit dem Altwerden und Altsein in diversen gesellschaftlichen Gruppen mit ihren verschiedenen kulturellen, religiösen, ethnischen, nationalen Überlieferungen wirken und folglich z.B. für relevante sozialpolitische Entscheidungen zu entdecken sein werden.

Wie denken sich denn beispielsweise religiös-orthodoxe Christen, Muslime oder Juden ihren Lebensabend? Wie sehen sie sich und die jeweils Anderen im Alter? Wie – oder werden diese überhaupt als Kulturträger wahrgenommen? Wie fügen sich ihre auf das Alter bezogenen Überlieferungen in die Tatsachen des Lebens im heutigen und morgigen Deutschland? Vom politischen Wahlverhalten soll auch nicht geschwiegen werden. Was unterscheidet diese Altgewordenen voneinander und von den deutschen Eingeborenen, was macht sie einander ähnlich? Wo könnten sie und wo wir davon erfahren?

Mir scheint, dass solche Fragen bislang – wenn überhaupt – dann vielleicht in den ethnischen, kulturellen, religiösen – kurzum in den herkunftsfamiliären Gewissheiten stecken geblieben – oder noch nicht einmal gestellt worden sind. Sonst hätten wir mehr Antworten als Fragen.

Die vor 150 Jahren mit der Industrialisierung erzwungenen Umbrüche schufen beispielsweise in Deutschland jene städtischen kleinen (Kern)-Familien bis hin zum Single-Haushalt. Aus der Industrialisierung resultierte die ökonomische Unabhängigkeit der Frau und der Familienmitglieder voneinander, jetzt musste es auch Sicherheiten für den Produktions-

bereich geben. Es folgten die von Bismarck eingeführten und durch die organisierte Arbeiterbewegung fixierten Renten- und Sozialrechte, es entstand eine Gesundheitspolitik – grob zusammengefasst – und es begannen sich trotz und auch wegen zweier Weltkriege, die uns heute vertrauten westeuropäischen Alternsmodelle und Leitbilder herauszubilden.

Ich sage *uns*, und ich weiß genau, dass dieses *uns* viele ältere jüdische Einwanderer aus Russland oder Spätaussiedler aus Kasachstan, türkische und kurdische Arbeitsmigrantinnen, vietnamesische Vertragsarbeiter, polnische Saisonkräfte oder afrikanische Asylsuchende ausgeschlossen hat und weiterhin ausschließen könnte.

Wie muss, wie soll ich mir den Lebensabend ihrer Eltern oder Großeltern in Afrika, Kasachstan, im Libanon, in der Türkei, in Vietnam – in und mehr noch außerhalb der Städte – eigentlich vorstellen? Bringen sie praktikable Altersentwürfe mit oder denken sie nur an bittere Realitäten? Was wird für ihre Nachfahren hier in Berlin gelten können? Frühe Sterblichkeit macht die wenigen Alten zu Mythenträgern. Heute übernehmen elektronische Medien diese Aufgabe. Analphabeten benötigen eine Gedächtniskultur. Wir haben Schriftgüter. Dort sind die Umbrüche anders als hier. Was wird aus den Alters-Traditionen? Was wird, wenn es keine nachnutzbaren vorgelebten Alternsvor- und -leitbilder gibt?

Es scheint mir unausweichlich, wenn in der modernen westlichen Kern- und Singlefamilie das Thema Alter zunehmend in den Konsum- und Dienstleistungsbereich delegiert wird. Die Langlebigkeit der Alten und die Berufsarbeit der Jüngeren, Großeltern- und Kindeserwartungen ergänzen einander und schließen sich auch aus. Ein neuer Markt für die dritte und vierte Generation ist entstanden, auch wenn er sich hierzulande erst undeutlich markiert. Durch die hohe Arbeitslosigkeit in der Generation der über 45-jährigen könnte der Eindruck entstehen, es gäbe eine Rückkehr zur ländlichen Drei- oder Vier-Generationen Familie. Mit der Pflegeversicherung kam auch die Idee ins Gespräch, Betreuung und Pflege der bedürftigen Alten könnten kostengünstig in den Familienverbund rückverlagert werden. Das ist die Idylle des Biedermeiers, nicht die Realität des Industriestaates.

Hier gilt Berufsarbeit nach wie vor als Leitbild eines Erwachsenenlebens westlicher Frauen und Männer. Langlebigkeit ist eine zivilisatorische Leistung, für die es nicht nur konsumgesteuerter, sondern vor allem

freizeitlich neuer Angebote bedarf. Sollte sich allerdings – wie fast anzunehmen - eine andere gesellschaftliche Realität durchsetzen, sollte Berufarbeit weiterhin schrumpfen, sollte noch mehr freie Zeit gesellschaftlich verfügbar werden, dann werden sich die Leitlinien und mit ihnen das Altersbild verändern. Ein anderer Entwurf von generativem Miteinander könnte in unser Blickfeld geraten.

Visionen wie diese müssten eigentlich durch Reformen wie Hartz IV herausgefordert werden - werden sie aber nicht, weil die Politik über ihren eigenen Vierjahreszeitrahmen nicht hinaussehen kann, weil der freizeitliche Gedanke noch immer vor allem als Kommerz gedacht wird und der Mangel an gesellschaftlichen Utopien dominiert.

Westliche Altersmodelle speisen sich aus historischer Erfahrung. Sie dienen der Gegenwart, doch wir brauchen neue Ideen vom kulturellen Altern, vom Altwerden als einer Kulturleistung.

Ohne ein neues Denken und Wissen werden auch die Alterslebensformen und die Alternswege der in den letzten vier Jahrzehnten Eingewanderten und ihrer Nachfahren kaum vorzudenken und noch weniger nachzuvollziehen sein.

Glaubt da wirklich noch irgendjemand, die Umsetzung von Altgewordenen in Wohneinrichtungen mit und ohne Betreuung oder Pflege wäre für das anatolische, libanesische oder sowjetische Ideal eines Lebens im Alter als eine kulturelle Anregung vermittelbar? Muslime, Christen, Juden und Atheisten aus den östlichen wie südlichen Regionen dürften sich in der Abneigung gegen solche »Leitbilder« einig sein, aber es fehlen die Gegenmodelle, die – angesichts der städtischen Migrantenwirklichkeit - auch ohne das alte Muster »Familie« dringend gebraucht werden.

Mit dem Leben hier im Westen, in der Großstadt, wird sich wie überall unter den gleichen Bedingungen vieles ändern, die bedauernde Einsicht in neue Notwendigkeiten wird sich durchzusetzen haben.

Das kommt mit und vom Leben im 21. Jahrhundert - ein unaufhaltsam eiliger Übergang aus dem Industrie- in das Computerzeitalter mit kulturellen Konsequenzen, die für die Handlungsvielfalt in allen Lebensaltern bislang kaum Thema sind. In Kürze schon wird dieser Prozess mit aller Konsequenz die Auslagerung familiärer Funktionen in gemein- oder gesellschaftliche Bereiche und die Gegenwart außer Kraft gesetzt haben.

Noch scheint mancherorts gesichert, dass die traditionellen Familienstrukturen auf ewig verfestigt sind – wenn man den eigenen Eindrücken und manchen Medienbildern trauen darf. Noch darf die älteste Einwanderergeneration auch in Berlin wie selbstverständlich erwarten, dass die nachfolgende (der älteste Sohn, die Tochter) - wenn es nötig ist - die Verantwortung für das elterliche Lebensalter übernehmen. Diese Pflicht gegenüber den Älteren bindet und sie kann jeden anderen Lebensentwurf sehr plötzlich beenden. Wie kommt es übrigens, dass uns solche Beispiele nicht erreichen, während das Thema Zwangsverheiratung so gern kolportiert wird?

Ja, es gibt eine große Aufregung um die Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland geworden ist und Einwanderer alles andere als ein homogener Block sind. Sie äußert sich auch als Wut über die Unumkehrbarkeit der Entwicklung, in wachsender Unsicherheit, nicht selten gepaart mit Angst und Vorbehalten. Im Hinblick auf das fremde Altern, das noch nicht bewusst wahrgenommen wird, gibt es zu viele Vermutungen. Und es gibt Zumutungen. Und es gibt jene Situationen, in denen schon das Wort »normal« diskriminierend sein kann.

Wann und wie sollen deutsche Behördenmitarbeiter eigentlich lernen, was Altern und Altsein in Anatolien, in Spanien, im tiefen Russland, Süditalien, in Kasachstan, Palästina, Ostafrika oder im Libanon über die Jahrhunderte bedeutet hat und was davon noch heute gilt? Wer kann ihnen helfen beim Begreifen, dass einiges davon in Deutschland zu den eigenen kulturspezifischen Verhaltensweisen beiträgt, damit diese auf deutscher Seite nicht so schnell als befremdlich fremd wahrgenommen werden?

Die am stärksten wachsende Bevölkerungsgruppe in Deutschland – so das Statistische Bundesamt – besteht aus älteren Menschen mit Migrationshintergrund. Von ca. 7 Millionen Menschen nichtdeutscher Herkunft sind heute mehr als 700 000 über 60 Jahre alt. Sie werden noch älter, sie werden hier den Lebensabend verbringen. Im Jahr 2010 werden über 1,3 Millionen Menschen über 60 Jahre Familiengeschichten haben, die noch vor einer oder zwei Generationen fernab von Deutschland spielten. Um 2030 wird sich die Zahl mehr als verdreifacht haben. Das ist – positiv gesehen – die demographische Tatsache, die wir als kulturellen Reichtum annehmen könnten, als die Normalität eines Einwanderungslandes. Nicht normal, also norm-entsprechend ist es hingegen, diese logi-

schen Folgen aus Geburt und Tod auszublenden und sich dann über bevölkerungsstatistische Tatsachen und kulturelle Potenzen zu ereifern.

Ich denke, über diese Themen muss beharrlicher nachgedacht werden.

Wir brauchen dafür und deswegen dringend die Öffnung der sozialen Dienste, noch dringlicher die interkulturelle Öffnung der Verwaltung.

Und noch bedeutsamer scheint mir, dass sich die Mehrheitsgesellschaft an die mit ihnen alternden Minderheiten gewöhnen muss, ohne Angst zu haben. Den Minderheiten aber müssen gleichermaßen diese Prozesse kultureller Vielfalt vermittelt werden. Sehr ernst genommen werden diese Notwendigkeiten noch nicht, der Druck ist offenbar nicht kräftig genug.

Erste und weitere Schritte gibt es nur dort, wo sich Probleme häufen. Es entstehen auch Betreuungsangebote türkisch- oder russischsprachiger Dienstleister. Nach außen hin kaum kommuniziert sind Anstrengungen von AWO, Caritas, jüdischer Wohlfahrt und vieler Vereine, Projekte wie die »kultursensible Altenpflegeausbildung« in Hannover. Wer kennt das Baumodell »Interkulturelles Altenhilfezentrum« in Frankfurt-Höchst? Gibt es schon Nachahmer in Berlin?

Die Forderung des neuen Altenpflegegesetzes des Bundes ist eindeutig: Ethnie-spezifische Aspekte sind in die Ausbildung - für die spätere Praxis - zu integrieren. Geschieht das in der nötigen Vielfalt? Sind die Träger der Erfahrungen hier überhaupt eingebunden?

Kurzum: Es lässt sich vermuten, dass Politiker und Medien alsbald Neues verkünden werden, etwa derart, dass alle Menschen altern, dass alte Menschen spezielle Bedürfnisse und Erfahrungen haben (und sie verfügen über Kaufkraft und werden zunehmend Wählerinnen und Wähler sein) - und ganz plötzlich wird man sogar erfahren, dass das Altern in Deutschland nicht mehr nur auf Deutsch, sondern auch auf Türkisch, Russisch, Arabisch, Polnisch, Spanisch oder Vietnamesisch behandelt werden muss. In diesen Sprachen (und Sprache ist Kultur) werden viele Menschen ihr persönliches Leben bewältigen, ihre physischen Einschränkungen, den Wunsch nach Geselligkeit, Einsamkeit und die Hoffnung auf Begegnung, den All- wie den Festtag, Neugier auf diese Stadt und – die für junge Leute noch unsichtbaren Grenzen.

Ab wann werden die Bundes-, Landes- und regionale Kommissio-

nen über das Altern der Migranten so öffentlich nachdenken, dass niemand es überhören kann? Werden die altgewordenen Migranten dann im Fernsehen über ihr eigenes Leben und ihre Erfahrungen sprechen? Wird dann festgestellt werden, dass ihre Biographien zur deutschen Zeitgeschichte gehören? Wird sich herausstellen, dass es möglich ist, auch in gebrochenem Deutsch von den Altersweisheiten einer anderen Kultur zu berichten? Wird daran gedacht, dass diese Menschen in Deutschland auch beerdigt werden müssen? Sind die Friedhöfe darauf vorbereitet?

»Wellness im Kiez« – das soll heißen: Im Kiez altern Menschen und mit ihnen altert eine spezifische migrantische Erfahrung. Zum Wohlfühl, das heute *Wellness* heißt, gehören vertraut gewordene Straßen, eine mitalternde Nachbarschaft, der Nachwuchs von nebenan, auch der Tod, gehören öffentliche Treffpunkte, der Bäcker oder der Supermarkt und die Erinnerungen. Ein Früher hat nicht nur in Anatolien, sondern auch bei Siemens stattgefunden. Im Kiez vergeht auch das Leben der ehemaligen Einwanderer, jetzt sind sie, diese Kiezbewohner, vor allem Berlinerinnen und Berliner unterschiedlicher Herkunft, Religion, Lebensweise. Im Kiez weiß jeder, wie es ist, wenn eine Schwelle zu glatt und die Straßenbeleuchtung zu dunkel ist. Hier wirken die Fakten des sozialen und ökonomischen Seins. Man lebt anders mit Pension oder Rente oder Sozialhilfe. Das Ergebnis kann sehr verschieden sein, wenn eine Art von Heimat in der eigenen, gemieteten oder mitgenutzten Wohnung etabliert ist und diese aus Altersgründen verlassen werden muss, wenn die Straße unerreichbar geworden ist, wenn die all- und feiertäglichen Rituale fernab stattfinden und es keine Erreichbarkeit von Ärzten, Gemüseläden, Grünanlagen, Moscheen, Kirchen oder Synagogen ohne Hilfe von außen gibt. Dann hat sich der Radius auf wenige Quadratmeter Berlin eingeeengt. Wohl dem, der eine erweiterte Familie für solche Fälle ausgerichtet hat und in einer für ihn oder sie verständnisvollen Gegend lebt. Was genau ist das? Gibt es ein Know-how des Umgangs mit den tatsächlichen Alterstatsachen in einer herkunftsspezifisch gemischten Bevölkerung?

Nicht nur so gesehen kann also ein Thema wie das vom Altern nicht veralten.

So gesehen müssten die überalterten Vorstellungen und altgewordene Zerrbilder vom Verlauf des Lebens langsam zerbröckeln. Sie tun es aber nicht von allein. Wir müssen nachhelfen. Tagungen wie diese tragen dazu bei.

Charlottengrad oder Scheunenviertel?

Zum (räumlichen) Lebensumfeld älterer jüdischer Migranten in Berlin

Von *Judith Kessler*

(Da ich nur 20 Minuten Zeit habe, beschränke ich mich auf eine Zusammenfassung einiger Erhebungen in Bezug auf die räumliche Mobilität und Wohnsituation älterer jüdischer Migranten in Berlin.)

Die Jüdische Gemeinde hat in Berlin über ein Drittel Mitglieder, die über 60 sind, und ist damit noch älter als der Bevölkerungsdurchschnitt. Die meisten dieser älteren Mitglieder sind Zuwanderer aus der früheren Sowjetunion, die direkt oder über andere Bundesländer nach Berlin gekommen sind.

Denn einem Großteil der Zuwanderer ist es gelungen (das ist ein Indiz für ihr hohes Mobilitätspotential), sich regionalen Disparitäten durch Abwanderung zu entziehen (also z.B. aus Sachsen nach Berlin umzuziehen) und/oder ihren Vorstellungen entsprechende Wohnungen zu finden.

Weil es ja hier um ältere Menschen geht, haben wir uns mögliche Zusammenhänge von Mobilität und Sozialstruktur angeschaut, und in Bezug auf das Alter festgestellt, dass sich – anders als bei anderen Migrantengruppen – bei den jüdischen Migranten alle Altersstufen gleichermaßen aktiv an diesen Umzügen beteiligen, möglicherweise auch, weil sie alle noch kaum emotionale Bezüge zum Wohnumfeld aufgebaut haben. Bei alten Menschen spielt jedoch der Gesundheitszustand eine wesentliche Rolle – d.h. dass kranke oder behinderte Ältere besonders lange im Wohnheim oder in schlechten Wohnungen sitzen und ihre Situation häufig nur durch massive Fremdintervention ändern können.

Insgesamt haben zwei Drittel der Migranten weniger als ein Jahr in einem Übergangwohnheim verbracht. Und weit über die Hälfte der Berliner jüdischen Zuwanderer ist nach dem ersten Bezug einer Wohnung noch einmal (37 %) oder sogar mehrmals (24 %) umgezogen, um sich weiter zu »verbessern«. Als Gründe für einen wiederholten Umzug wurden von den Älteren vor allem genannt: die Entfernung zu Verwandten, dann: ein fehlender Aufzug, der Auszug eines Familienmitgliedes, der Zustand und die Lage der Wohnung.

Nach mehr als einem Jahrzehnt der Zuwanderung sieht es also folgendermaßen aus: Wie in den 20er Jahren ist der Westberliner Bezirk Charlottenburg »Charlottengrad« nun wieder einer der Haupt-ansiedlungs-orte der »Russen« in Berlin. Laut meiner letzten Erhebung (2003) leben 16 % aller aus der GUS zugewanderten Gemeindemitglieder inzwischen in Charlottenburg, 18 % leben in Wilmersdorf und 15 % in Schöneberg. Große Teile dieser drei Bezirke zählen zu den mittleren bis guten Wohn-gegenden. In Kreuzberg, Wedding und Neukölln, wo über Dreiviertel al-ler Berliner Ausländer lebt, wohnen hingegen nur noch unter 10 % der GUS-Juden. Noch weniger sind es im gesamten Osten der Stadt: nämlich 7 % der Mitglieder (davon die Hälfte Russischsprachige), und zwar meist in Mitte und Prenzlauer Berg.

Von den Wohnlagen abgesehen, ist zu erkennen, dass es eine Häu-fung in bestimmten Gegenden gibt, teilweise auch bedingt durch die Verteilungspolitik einiger Wohnungsbaugesellschaften und der Jüdischen Gemeinde. Ob dies ein wirkliches Hindernis für eine Eingliederung ist, bleibt abzuwarten; enge Kontakte zwischen den Migranten können ebenso ihre Voraussetzung sein und räumliche Segregation kann durchaus auch unabhängig von sozialer oder kultureller Segregation bestehen. Amerika-nische Studien zeigen, dass ex-sowjetische Juden auch dort vorzugsweise »unter sich« wohnen, andererseits aber deutlich höhere Positionen als andere Einwanderergruppen auf der Ressourcendimension einnehmen (betr. Einkommen, berufliche Position, Bildung, Wohnen).

Anhand der o. g. Wohnkarrieren und Gegenden, in denen die jüdi-schen Migranten letztlich gelandet sind, können wir jedenfalls davon aus-gehen, dass kaum noch jemand von ihnen in Substandard-Wohnungen lebt (bei der übrigen ausländischen Bevölkerung sind es immer noch 17 %, die kein Bad, WC oder Fernheizung haben). Die nach der großen »Welle« 1990/1991 gekommenen Zuwanderer ziehen es auch vor, länger in Provisorien zu leben, als Wohnungen in schlechtem Zustand oder schlech-ter Lage zu beziehen; und besonders Ältere äußern nun häufiger, die Woh-nung, in die sie ziehen, solle »für immer reichen«.

Ein großer Vorteil ist hierbei, dass sie dann häufig altengerechte Woh-nungen anmieten können. Im Durchschnitt haben sie somit bessere Wohn-verhältnisse als einheimische alte Menschen, die sich oft nicht entschie-ßen können, aus mangelbehafteten Wohnungen auszuziehen, in denen sie jahrzehntelang gelebt haben. Laut Studien wohnen nämlich fast 2/3 der

Älteren in Deutschland länger als 20 Jahre in der selben Wohnung oder im selben Kiez; und es gibt immer noch 4 Millionen Alte, die in Substandard-Wohnungen leben, also u. a. ohne Lift, Dusche oder notwendige Infrastruktur in der Nähe (Parks, Einkaufsmöglichkeiten, Ärzte, Ämter, öffentliche Verkehrsmittel usw.). Wie wichtig für das Wohlbefinden älterer Menschen jedoch die eigene Wohnung ist, wissen wir unter anderem von Zeitbudget-Erhebungen, nach denen sich auch rüstige Ältere nur durchschnittlich zwei Stunden täglich außerhalb der Wohnung aufhalten - d.h., dass sich der Aktionsradius reduziert und das Wohnen an sich wichtiger wird.

Dabei gibt es Parameter und Anforderungen, die für alle ähnlich sind, und solche, die von unterschiedlichen kulturellen Herkünften geprägt sind. So zeigen sich die gewonnenen Erfahrungen der jüdischen Migranten in Bezug auf ihre frühere sozial-räumliche Umwelt auch in ihren hiesigen Wohnpräferenzen. Für Einheimische erstaunlich, ziehen die meisten innerstädtische Ballungsgebiete, Neubauwohnungen etc. grünen Stadtrandgebieten oder den hohen Berliner Altbauwohnungen vor (die nach ihrer Meinung u. a. eher desolat sind). Anders auch als die eher ländlich geprägten Aussiedler, die großen Wert auf das »eigene Häuschen« legen (was in Berlin ohnehin kaum realisierbar wäre), bevorzugen die jüdischen Migranten zentrale Orte und Hauptstraßen. Auch für Israel bemerkte eine Studie, dass Wohnungen in »Prestige-Vororten« von Großstädten abgelehnt werden, so als wären die Zuwanderer damit wie in der Sowjetunion von der Versorgung abgeschnitten. Neben der vermeintlich nicht vorhandenen Infrastruktur mag eine Rolle spielen, dass der neue Ortsbezug zunächst nicht an vertraute Bauten und Plätze gebunden ist, aber an die Nähe von Personen und Institutionen. Es verbinden sich keine »Gefühle« mit einem bestimmten Kiez, sondern es wird, besonders von Älteren, rational nach einer Überschaubarkeit des Lebensumfeldes entschieden: die Nähe zu Ämtern, die U-Bahn vor der Tür, die Tochter in der Nebenstraße usw. vermitteln eine gewisse Sicherheit. Zudem beschränkt sich der soziale und räumliche Aktionsradius häufig auf die Achsen Supermarkt - Sozialamt - Arzt - Wohnung der Kinder. Dabei ist oft entscheidend, welche Ziele zu Fuß erreichbar sind.

Da die jüdischen Migranten zu 90% aus europäischen Großstädten kommen, die meist sogar größer als Berlin sind, ist davon auszugehen, dass sie gewohnt sind, jederzeit kulturelle Angebote wahrnehmen zu kön-

nen, sich also nicht zu Hause verschließen und auch an ihrer hiesigen Umwelt teilhaben wollen, ins Theater gehen möchten usw. Das sind natürlich Dinge, die zu Fuß meist nicht realisierbar sind. Wobei das Jüdische Gemeindehaus für die meisten Mitglieder näher ist als die Oranienburger Straße, so dass an solchen entfernteren Orten Veranstaltungen z.B. deutlich früher stattfinden müssen, damit Ältere noch bei Tageslicht nach Hause kommen.

Insgesamt gibt es natürlich mehr russischsprachige als explizit jüdische Angebote. Die Berliner Minderheiten sind insofern auch schwer zu vergleichen, weil sie von sehr verschiedener Größe sind. Die türkische Community konzentriert sich zudem regional auf bestimmte Orte. Die jüdische Community ist eher eine virtuelle. Dennoch ist sie bereits in der Lage, sich weitgehend selbst und unabhängig von außen zu organisieren – vor allem durch das Potential von bald 200 000 Russischsprachigen in der Stadt (jüdisch sind davon maximal 10%). Diese Community, die sich also nicht regional oder örtlich organisiert, sondern punktuell, vermag es dennoch, die Bedürfnisse der Zuwanderer nach Bindung und Reorganisation ohne Neuanpassung zu bedienen oder zu kompensieren, mit Zeitungen, Fernsehen, Restaurants, Läden, Auftritten russischer Künstler usw.

Es gibt also keinen »Kiez« für die jüdischen Migranten, aber einige Seniorenklubs oder Treffpunkte, in denen vor allem ältere Zuwanderer verkehren (Achva, Massoret, Hatikwa). Aufgrund der Undurchlässigkeit des deutschen Arbeitsmarktes, mangelnder Sprachkenntnisse usw. haben sich jüdische Zuwanderer in diversen Vereinen zusammengeschlossen, die sich dann »Verein der Jüdischen Erfinder« oder »Literaturklub« o. ä. nennen. Defacto sind es Selbsthilfeinitiativen, die zu 90 % aus älteren Menschen mit ähnlichem Schicksal bestehen, Menschen, die keine Chance auf dem Arbeitsmarkt haben und in der deutschen Gesellschaft »nicht ankommen«. Die Kontakte mit Deutschen nehmen ja auch bei steigender Aufenthaltsdauer zumindest bei der älteren Generation kaum zu. Die häufigsten und oft einzigen Kontakte sind formeller Art und werden als unbefriedigend wahrgenommen (unfreundlich, bürokratisch, restriktiv).

Das »unter sich bleiben« dort, wo man verstanden wird, mag dem Wohlbefinden dienlich sein, dem Spracherwerb dient es sicher nicht. Die fehlenden Sprachkenntnisse beschränken den Aktivitätsrahmen, es können weder intensivere Kontakte zur deutschen Bevölkerung hergestellt, noch passive Kommunikationsangebote wie deutschen Zeitungen oder

Fernsehen ausreichend genutzt werden (in Seniorenhäuser wird der Einbau von Satellitenantennen teilweise auch verweigert). Wenn dazu noch Krankheit oder Immobilität kommt, entsteht schnell Isolation.

Noch wichtiger als Bezugs-Orte sind für das soziale Wohlbefinden Älterer natürlich Bezugspersonen, gerade, wenn man sich in der Fremde befindet. Es ist auch empirisch nachgewiesen, dass die Entfernung zu Bezugspersonen eine der wichtigsten negativen Faktoren ist, die das Wohlbefinden im Alter beeinflussen, was natürlich noch von Person zu Person variiert. Wir haben einerseits die Situation, dass infolge der Kettenwanderung die »Verwandtschaftsdichte« der Zuwanderer in Berlin enorm gestiegen ist und zudem Beziehungen (auch von ehemaligen Nachbarn, Kollegen, Freunden) aus dem Herkunftskontext nach Berlin »verpflanzt« wurden. (Einige Familien verfügen über Netzwerke mit jeweils mehr als 50 Personen.) Und wir wissen, dass auf soziale Beziehungen innerhalb der eigenen Familie/Gruppe viel Wert gelegt wird, selbst wenn das einhergeht mit der Distanzierung gegenüber Teilen der Gesamtmigrantengruppe und das Sozialverhalten dem in der Heimat ähnelt, d. h. dass Beziehungen nach regionaler Herkunft, politischer Anschauung und gesellschaftlicher Position aufgebaut oder weitergeführt werden. Diese Kontaktpflege erfordert natürlich auch eine gewisse Mobilität.

Andererseits lebt ein erheblicher Teil der Älteren inzwischen in 1-Personen-Haushalten, selbst wenn die Familie noch »komplett« war, als sie eingereist ist. Ein Teil der Älteren ist nun verwitwet (hier zu 70 % Frauen) und auch 2- oder 3-Generationen-Konstellationen finden sich nur noch bei einem Viertel der Mehrpersonenhaushalte, Tendenz ebenfalls weiter fallend. Für die »Schrumpfung« der Haushaltsgrößen spielt auch eine Rolle, dass die Großfamilien in der GUS oft nur Notgemeinschaften waren, in denen mehrere Generationen wegen Wohnraummangels zusammen lebten. Hier nun wächst der Wunsch nach einer räumlichen Trennung, meist der Kinder von den Eltern, die versuchen, die Eltern in Seniorenwohnungen oder -heimen unterzubringen. Familiensolidarität ist keine notwendige Verpflichtung mehr - wohlfahrtsstaatliche Leistungen wie Heimunterbringung, Pflegeversicherung etc. greifen ja auch für die älteren Migranten.

Während die Kinder außerfamiliäre Möglichkeiten schnell anneh-

men, ist das für viele Eltern problematisch. Häufig sind sie ja nur wegen der Kinder nachgezogen und um nicht allein zu sein. Ähnlich wie es einen scharfen Bruch und eine Degradierung bei der Beendigung des Berufslebens für die Älteren gibt, gibt es für sie kaum gleitende Übergänge, wenn es um eine räumliche Trennung von der Familie geht. Häufig trennt sich zeitgleich mit dem Auszug aus dem Wohnheim (oder spätestens beim 2. Umzug) auch die Familie.

Dieser an sich wünschenswerte Umzug in die eigene Wohnung bedeutet für viele noch mehr Einsamkeit und neben der Trennung von den Kindern u. U. auch den Verlust der Restkontakte zu anderen Bewohnern, die in derselben Lage waren. Die eigene Wohnung bringt neue Probleme in Bezug auf die nötige Selbständigkeit mit sich: wie macht man einen Mietvertrag, meldet das Telefon an oder redet mit dem Hauswart, ohne Deutsch zu können. Aus unserer Praxis kennen wir viele Fälle, in denen Versicherungen, Kautionen, Haustürgeschäfte und das berühmte »Kleingedruckte« sich zu Riesenproblemen ausgewachsen haben.

Nichts desto trotz ist diese eigene Wohnung, vor allem die, die den eigenen Vorstellungen entspricht, hilfreich, um Defizite zu kompensieren. Schließlich genießt der Wohnbereich eine außerordentlich hohe Wertschätzung als Nische, für die Kommunikation mit anderen und als einer der wenigen wirklich selbstbestimmten Bereiche in der neuen Umgebung.



Der AWO-Spaziertag

Foto: Metin Yilmaz

Wohnmaschine Neues Kreuzberger Zentrum

Von Jutta Keseberg-Günükutlu

Das neue Kreuzberger Zentrum kommt immer wieder ins Gerede als städtebauliche Fehlplanung bzw. Investitionsruine. Dabei stehen wirtschaftliche und stadtplanerische Interessen im Vordergrund. Die Interessen und Wünsche der Mieterschaft werden nicht hinterfragt. Die meisten Mieter leben schon lange hier und, obwohl das Haus und die einzelnen Wohnungen stark sanierungsbedürftig sind, gibt es keinen Leerstand.

Demografische Daten zur Bevölkerung im QM

Im vergangenen Jahr lebten in Berlin rund eine halbe Millionen Menschen mit einem ausländischen Pass. Nicht mitgerechnet sind hierbei die Personen, die inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, ihre Orientierung weiterhin in der Kultur und Sprache ihres Herkunftslands sehen.

Die Migranten mit türkischem kulturellen Hintergrund stellen in Berlin die größte nicht-deutsche Ethnie. Hierbei wird nicht unterschieden, dass innerhalb dieser Gruppe z. B. starke sub-kulturelle Unterschiede herrschen, wie Zugehörigkeit zu verschiedenen Volksgruppen wie Kurden, Aramäer, Armenier u. a. sowie die Zugehörigkeit zu verschiedenen Glaubensgemeinschaften wie sunnitische Muslime, Hanefi, Aleviten, Yesiten, Apostolische Christen.

Im Quartiersmanagementgebiet Zentrum Kreuzberg / Wassertorplatz stellen sie den höchsten prozentualen Anteil an der Bevölkerung. Von den 4500 Einwohnern haben 1632 die türkische Staatsangehörigkeit, legt man die Mutter- bzw. Familiensprache zugrunde, liegt der Anteil der Personen türkischer Herkunft bei über 50%, gefolgt von Menschen aus den arabisch-sprachigen Ländern. In diesem Gebiet bildet die deutsche Bevölkerung eine Minderheit. In der vorliegenden Untersuchung ergab sich, dass von den 22 Befragten, die die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, sich 19 kulturell türkisch sahen, was sich überwiegend im Sprach- und Informationsverhalten (Familiensprache, Fernsehen, Zeitungen) widerspiegelt.

Unter den 2500 Migranten im QM-Gebiet sind lediglich 123 Senio-

ren, davon 91 aus der Türkei. In der nächst jüngeren Altersgruppe ist jedoch ihre Zahl schon doppelt so hoch. So liegt der Anteil der jetzigen Migranten an den Senioren Berlin weit bei 4%, bei den 55-65 Jährigen aber schon bei 15%. Sie werden somit ein Teil der Altenhilfe, der nicht mehr als exotisches Phänomen klassifiziert werden kann. Als Konsequenz für die Akteure in diesem Bereich bedeutet diese Entwicklung, dass ein kurzfristiger und dauerhafter Paradigmenwechsel stattfinden muss.

Das städtebauliche Projekt Neues Kreuzberger Zentrum

Warum das NKZ als Beispiel? Das NKZ ist ein Gebäudekomplex mit ca. 300 Wohnungen in nur 5 Aufgängen. Gebaut Anfang der 70er Jahre als 2. Europacenter mit großzügigen Gewerbeflächen über zwei Etagen, gibt es keinerlei Außenflächen in Form von Grünanlagen, keinen eigenen Spielplatz, keine Ruhe- und Erholungsflächen. Die überwiegende Wohnungsgröße liegt unter 70 m², umfasst 2 Zimmer, gefolgt von 1,5-Zimmer-Wohnungen und 1-Zimmer-Wohnungen. Lediglich in einem Aufgang wurde pro Etage eine 3-Zimmer-Wohnung konzipiert. Später wurden hier einige wenige Wohnungen zu größeren Einheiten zusammengesetzt. Der Anteil dieser größeren Wohnungen liegt jedoch nur bei ca. 5%. Es sollte ein Wohnkomplex für kinderlose Paare und Einzelpersonen werden, mit einer wohnungsnahen Gewerbestruktur.

Soziale Situation im NKZ heute

Die Bewohnerschaft heute setzt sich zusammen aus deutschen Rentnern, die von Anfang an hier leben, jungen deutschen Einzelpersonen in 1-Zimmer-Wohnungen und nahezu ausschließlich türkischen Familien. Während in anderen Blöcken des QM andere Ethnien etwa gleichmäßig vertreten sind, sind sie im NKZ lediglich als Ausnahmen zu finden. Auffällig sind zusätzlich im NKZ etliche Namensgleichheiten. Im Interview und auf Nachfrage wurden zahlreiche verwandtschaftliche bzw. nachbarschaftliche Beziehungen bestätigt, wobei hierunter gleiche Herkunftsgebiete zu verstehen sind. Zogen die ersten Mieter im NKZ als nur Zwischenumsetzmieter ein, kann man heute sagen, das Gebäude ist eine türkische Kolonie.

Da die Wohnungen für Mehr-Generationen-Familien zu klein sind, haben sich die Kinder der ersten Migranten bei der Familiengründung im gleichen Haus Wohnungen genommen. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die gleichzeitige Flucht der deutschen Familien aus dem Ge-

biet. Da der überwiegende Teil von staatlichen Transferleistungen lebt (demnächst Hartz IV und Grundsicherung), werden sie auch hier wohnen bleiben.

Verständnis von Wellness der jetzigen Senioren

Welche Bedürfnisse haben jetzige Senioren und die der kommenden Generation an ihre Wohnungen und die Infrastruktur der Umgebung? Betrachtet werden die Bereiche Gesundheit, Freizeit, soziale Kontakte und Infrastruktur.

Was die älteren Arbeitsimmigranten verbindet, ist die latente Sehnsucht nach der Heimat, in die sie fiktiv immer noch zurückkehren wollen. Aber das Datum ist inzwischen in weite Ferne gerückt, auf den 30. Februar.

Die Gründe für das Verbleiben in der Fremde sind hinlänglich bekannt:

- Ihre Kinder sind hier
- Die gesundheitliche Versorgung ist vordringlich (denn viele haben sich im Akkord, durch Doppelbelastung und an stark belasteten Arbeitsplätzen gesundheitliche Schäden eingehandelt)
- Im Laufe der Zeit sind sie der Heimat entfremdet
- Schamgefühle, weil das Migrationsziel nicht erreicht wurde

Dennoch bleibt die Sehnsucht, die dann auch die Bedürfnisse bestimmt. In vielen Fällen bedeutet das: Rückzug auf die eigene Kultur, Beschränkung der Kontakte und Kommunikation auf die eigene Ethnie, oftmals auf Familie und Nachbarn.

In Fällen, wo einzelne bzw. Paare genügend wirtschaftliche Reserven besitzen, pendeln sie zwischen Heimatland und Gastland, die wirtschaftliche Situation der heute 55- bis 65-Jährigen hat sich jedoch durch Arbeitslosigkeit dramatisch verschlechtert. Diese Gruppe hat nahezu keine Aussichten auf eine Rückkehr auf den Arbeitsmarkt. Auf sie wartet ein Alter in Armut, oft mit gesundheitlicher Beeinträchtigung.

Gesundheit

Daher gehört für diesen Personenkreis eine umfassende gesundheitliche Versorgung zu den primären Bedürfnissen. Eine gesundheitliche Betreuung, die auf kulturelle Eigenarten und Bedürfnisse Rücksicht nimmt, also kultursensibel agiert, ist in jedem Fall ein Wellness. Dazu gehören

Faktoren wie die muttersprachliche Kommunikation in der Arztpraxis, Geschlechtertrennung in Therapieeinrichtungen, eine Hauspflege, die sich an der Tür die Schuhe auszieht u. v. m.

Freizeit

Als die beliebtesten Freizeitaktivitäten wurden in der Befragung angegeben: Besuche machen, spazieren gehen, im Sommer Picknick und Grillen. Gerade Senioren gehen gern gemeinsam einkaufen, der Markt am Maybachufer ist ein Highlight der Woche. Immer wieder wurde darauf hingewiesen, dass man Freunde, Nachbarn und Familie als soziales Netzwerk sieht. Besonders bei den Frauen ist gemeinsames Kochen und Teetrinken beliebt, Männer treffen sich zusätzlich gern zum Spielen. (Hierbei handelt es sich um eine Beobachtung, dieses Verhalten wurde nicht genannt.) Sport und kulturelle Aktivitäten wie Kino, Museen usw. wurden kaum genannt. Es gibt zwar keine Erholungsflächen, die zum NKZ gehören, aber Spazierwege am Kanal, dem Görlitzer Park, Hofinnenflächen in den Nachbarblöcken usw.

Soziale Kontakte

Wie bereits erwähnt, werden hier überwiegend ethnische Gesprächspartner bevorzugt. Dem begegnet die erste Generation durch enge räumliche Grenzen, daher auch das Verbleiben im NKZ, obwohl sowohl das Haus als auch die einzelnen Wohnungen in einem schlechten Zustand sind. (Ich verweise auf die regelmäßigen negativen Berichte in der Tagespresse. Der Sanierungsbedarf wird auf 5 Millionen Euro geschätzt.) Man ist sozusagen im Dorf, das verschmutzte, klein-kriminelle, laute Umfeld wird dabei in Kauf genommen. Der Kontakt zu anderen Ethnien, besonders zu Deutschen reduziert sich bis auf einige wenige langjährige Nachbarn im Haus. Gefördert werden die sozialen Kontakte im Haus durch die offenen Galerien, durch die man bequem von einem Aufgang zum anderen gelangt, ohne das Haus verlassen zu müssen, man kann sozusagen die Pantoffel anbehalten.

Kommunikation

Nahezu an jeder Wohnung findet sich eine Satellitenschüssel zum Empfang heimischer TV-Kanäle. Auch so wird die Verbindung zur Heimat gehalten. Ergänzt wird der Fernsehkonsum durch türkisch-sprachige Videofilme. Als Lektüre werden nahezu ausschließlich türkische Zeitungen bevorzugt, gelegentlich wird die BZ gelesen. Hier sind auch Sprach-

probleme als Ursache mit zu berücksichtigen.

Infrastruktur

Das Gewerbe für den täglichen Bedarf ist ausreichend vorhanden. Hier wird überwiegend türkisch gesprochen, auch in von Deutschen betriebenen Läden. Zur Erledigung der Tagesgeschäfte sind im Kiez keine Deutschkenntnisse erforderlich. Es gibt türkisch-sprachige Anwälte, Kfz-Gutachter, Beratungsstellen (die allerdings wenig bekannt sind), Moscheen, die Bibliothek hat einen türkischen Bücherbestand, Freizeittätten für Senioren, Therapieeinrichtungen u. v. mehr. Die meisten Einrichtungen sind fzu Fuß erreichbar, man muss den Kiez nicht verlassen. Die Verkehrsanbindung ist gut.

Erfordernisse an die Zukunft

Noch im Jahr 2000 wurde von Hauspflegeeinrichtungen die Einstellung von migrantischem Personal weitgehend abgelehnt mit der Begründung, es bestehe kein Bedarf oder die Kunden seien nicht interessiert. Auch eine Förderung zur Qualifizierung fand nicht statt, weil der Umfang von 200 Stunden zu wenig sei. Inzwischen hat sich durch die Initiative von Migranten selbst die Situation geändert. So gibt es heute bereits 6 Pflegeeinrichtungen, die interkulturell agieren bzw. sich speziell muslimischen Kunden widmen. Das ist sicherlich nicht ausreichend, aber ein Anfang. Die Bereitschaft, sich in der Altenpflege zu betätigen geht einher mit speziellen Angeboten zur Ausbildung, z. B. im Förderprogramm Equal, durchgeführt von der AWO Berlin.

Allerdings entspricht das Bewusstsein der Betroffenen noch nicht der Entwicklung der Angebote. Noch immer ist die Inanspruchnahme von Leistungen der Altenhilfe wie Pflege oder die Vorstellung, in ein »Heim« zu gehen fremd, nur schwer vorstellbar und mit negativen Gefühlen wie Scham und Versagen des Familienverbandes behaftet. Ein Umdenken wird hier noch Zeit brauchen. Es bedarf intensiver Informationen und sensibler Beratung, um behutsam auf das Altsein in der Fremde vorzubereiten.

So ist auch weiterhin in der Diskussion und nicht umgesetzt eine Altenwohnanlage mit verschiedenen Pflegestufen für Muslime.

Die Türkische Gesundheitsmesse im Wedding am letzten Wochenende sowie die Kampagne kultur-sensible Altenhilfe leisten hier Pionierarbeit. So werden z. Z. die ersten türkischen Multiplikatoren im QM – Gebiet Pankstaße geschult, um Aufklärung und Information an ihre ältere

ren Landsleute weiterzugeben.

Noch einmal zurück zum NKZ. So wenig wie dieses Gebäude mit seinen kleinteiligen Wohnungen der Bevölkerungsstruktur im Gebiet entspricht, so haben sich seine Bewohner doch dort auf Dauer eingerichtet. Ihr Bild von ihrem Haus entspricht nicht dem Bild in den Medien. Trotz der Mängel im Haus und der belastenden Situation am »Kotti« leben sie gern dort. Hier werden wir in den nächsten 10 Jahren die meisten migrantischen Senioren an einem Ort finden. Mein Vorschlag an die Akteure der Stadtentwicklung: Macht aus einem Teil des Gebäudes ein Altenwohntzentrum! Die Wohnungsgrößen stimmen, die gewerbliche und soziale Infrastruktur liefert gute Ansätze. Das leer stehende Gewerbe bietet sich an, hier Einrichtungen wie eine Tagespflege zu schaffen, die die Senioren noch brauchen. Dann können sie in ihrer gewohnten Umgebung bleiben, in den Strukturen, die sie selbst für ihr Wohlbefinden definieren.

Arabische Familien im Kiez

Über den Vortrag von Manal Seifeldin

Von Jutta Keseberg-Günükutlu

Frau Seifeldin ist Mediatorin bei KOM (Kommunikation im Kiez) und arbeitet vornehmlich im QM-Gebiet »Kotti«. KOM arbeitet eng mit der Wohnungsbaugesellschaft GSW, einer der großen Hausbesitzer im Gebiet zusammen. Das KOM-ServiceBüro hat einerseits die Aufgabe, Häuser, Höfe und Grünanlagen »grüner, sauberer und sicherer« zu gestalten und andererseits konkrete Lösungen bei Nachbarschaftsdifferenzen zu erarbeiten. Hierbei stehen insbesondere Konflikte im Mittelpunkt, die aus unterschiedlichen kulturellen Einstellungen resultieren.

In diesem kleinen QM-Gebiet mit 4500 Einwohnern leben ca. 550 Menschen, die aus dem arabisch-sprachigen Raum stammen. Es handelt sich hierbei in der Mehrzahl um große Familien mit bis zu 10 Kindern. Ihr Aufenthaltsstatus ist in der Regel ungesichert, da die meisten von ihnen als Flüchtlinge eingereist sind. Für die meisten liegt eine Aufenthaltsgestattung vor, andere werden geduldet. Im Sprachgebrauch

mit den Betroffenen benutzen diese in der Regel die Vokabel »Duldung«, womit rechtlich jedoch nur die zeitweise Aussetzung der Ausreiseverpflichtung gemeint ist.

Wenn diese Menschen nach Berlin kommen, haben sie meist lange Zeit in Lagern gelebt und sind nicht selten traumatisiert. Von hier aus gibt es dann kein Zurück mehr, da die Länder, aus denen sie kommen (z. B. Libanon) sie nicht wieder aufnehmen. Hier dürfen sie nicht arbeiten, weil ihr Aufenthaltsstatus als »vorläufig« bzw. »vorübergehend« eingestuft ist, also keine Integration vorsieht. Sie leben von Sozialleistungen, die für Flüchtlinge und Asylbewerber noch unter dem Sozialhilfesatz liegen. Abhängigkeit von Sozialleistungen und erzwungene Untätigkeit führen zu erheblichen sozialen Problemen für diese Gruppe.

Innerhalb dieser Gruppe ist besonders die Situation der Frauen hervorzuheben. Sie sind in der Familie nicht nur für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig, sondern bewältigen hier auch alle Außenkontakte, die im Herkunftsland traditionell der Mann übernimmt. Die zusätzliche Rolle müssen sie annehmen, weil ihre Ehemänner sich tagsüber der Familie entziehen, indem sie die Wohnung verlassen und nicht verfügbar sind. Als Grund für dieses Verhalten gibt Frau Seifeldin an, dass die Männer sich schämen, wenn sie ihrer traditionellen Rolle als Ernährer der Familie nicht genügen können und ihre mangelnde Sprachkompetenz im Umgang mit Ämtern offenkundig wird.

Für die Frauen bedeutet das, sie erledigen alle Ämtergänge, kümmern sich um die schulischen Belange der Kinder, regeln finanzielle Forderungen und pflegen die Kontakte mit der Nachbarschaft und den örtlichen Kommunikationspartnern wie Geschäftsleuten, Hausverwaltung usw. Alle diese Aufgaben erledigen sie, ohne von ihrer Sozialisation oder sprachlich darauf vorbereitet zu sein, denn traditionell sind sie Hausfrau und Mutter, in ihrem Herkunftsland obliegen die Außenkontakte den Männern. Ihre sprachlichen Defizite beziehen sich nicht nur auf mangelnde Deutschkenntnisse; selbst wenn sie arabisch lesen und schreiben können, so ist ihnen doch das lateinische Alphabet unbekannt. Sie sind darauf angewiesen, dass ihre Kinder für sie übersetzen, was wiederum zu Differenzen in der sozialen Hierarchie innerhalb der Familien führt. Die sprachliche »Hilflosigkeit« der Eltern stellt deren Autoritätsanspruch in den Augen der Kinder in Frage. Die Mütter, die vor allem die sozialen Konflikte austragen müssen, stehen somit in jeder Hinsicht vor einem

unüberwindbarem Berg aus Hindernissen, sind permanent überfordert.

Ständige körperliche Belastung durch die Versorgung von vielen Personen im Haushalt ohne Hilfe (die Kinder sind meist noch sehr jung) und intellektuelle Überforderung belasten die physische und psychische Gesundheit dieser Frauen. Trotzdem wagen sie nicht, Krankheiten auszukurieren. Nur im äußersten Notfall, wenn bereits erhebliche Gefahr für sie besteht oder sie körperlich zusammen brechen, nehmen sie medizinische Hilfe in Anspruch.

In Bezug auf die Thematik des Workshop gelten für die arabische Bevölkerung andere Kriterien für das Altsein. In arabischen und auch in afrikanischen Gesellschaften werden Menschen oft schon sehr viel früher als alt angesehen. Die Lebenserwartung des Einzelnen liegt unter dem europäischen Durchschnitt. Der Eintritt in die Arbeitswelt sowie die Gründung der eigenen Familie erfolgt wesentlich früher als in Mitteleuropa. So sind Menschen mit 40 Jahren oft schon Großeltern und haben innerhalb der Familienhierarchie den gesellschaftlichen Status eines Familienoberhaupts erreicht. Die geänderten gesellschaftlichen Ansichten im Aufnahmeland in Bezug auf Alter haben sie noch nicht für sich angenommen, sie fühlen sich bereits alt, wo die einheimische Bevölkerung sich selbst in der Lebensmitte sieht.

Die zuvor geschilderten psychischen Belastungen und bei den Frauen zusätzlich die starke körperliche Beanspruchung bedingen zudem ein Raubbau an der Gesundheit, die dann zu einer tatsächlichen frühen Alterung führt. Noch gelten die arabischen Migranten als relativ junge Bevölkerungsgruppe, 50% der Migranten sind Kinder unter 15 Jahren, in Bezug auf die Anforderungen an ihre Umwelt werden diese Menschen voraussichtlich vor Erreichen der offiziellen Altersgrenzen (Rentenalter) »Senioren« werden.

Aufgrund der großen Verbundenheit innerhalb der Familien, die sich auch durch wohnliche Nähe auszeichnet, ist bei dieser Bevölkerungsgruppe zunächst davon auszugehen, dass sie als Senioren durch ihre Kinder und Enkel versorgt werden, aber diese passen sich schneller als ihre Eltern den veränderten gesellschaftlichen Strukturen im neuen Heimatland an, so dass traditionelle familiäre Gebundenheit keine Garantie für Betreuung darstellt. Ihre Situation muss daher schon jetzt als gesellschaftliche Herausforderung angesehen werden. Sie stellen mit ihren spezifischen Bedürfnissen, die aus ihrer Herkunft, ihrem Lebensweg und ihrem heuti-

gen gesellschaftlichen Status resultieren, eine Herausforderung an Politik und Dienstleister dar, die es zu erkennen und umzusetzen gilt.

(Anmerkung: Dieser Beitrag fasst die Inhalte des Vortrags sowie der anschließenden Diskussion zusammen.)



Nach dem Deutschunterricht: Ein Geburtstagstisch im JKV Foto: Igor Chalmiev

Von der Schwierigkeit positiver Berichterstattung

Von Hakan Tas und Koray Yilmaz-Günay

Werden Kriminalitätsstatistiken veröffentlicht, kann man mit Sicherheit davon ausgehen, dass »ausländische« Delinquenz besonders hervorgehoben wird ohne dass die Methode der Erhebung dabei problematisiert wird. Und gierig stürzen sich die Medien dann darauf. Weist man aber darauf hin, dass die allermeisten »ausländischen« Menschen ein stinknormales Alltagsleben haben, spiegelt sich das nicht in der Boulevardpresse. Allenfalls besonders »exotische« Exemplare der Spezies schaffen es mit ihren Ausnahmebiographien auf die dritte Seite.

Dabei haben Migrantinnen und Migranten – das ist der Ausdruck, den wir bevorzugen – von ihrer Kindheit, über die Schul-, Ausbildungs- und Arbeitszeit hinaus auch ein Leben im Alter. Derzeit haben vier Prozent der Rentnerinnen und Rentner in der BRD einen Migrationshintergrund, schon in einem Jahrzehnt wird sich diese Zahl verdreifacht haben. Aus den jungen, gesunden Menschen, die in den 60er Jahren als Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten kamen, sind heute kranke Alte geworden. Ihre besondere Situation – »Altgewordene in der Fremde« – wird aber selten thematisiert. Man geht ganz selbstverständlich davon aus, dass sie sich in der bestehenden Ordnung zurecht finden, dass sie sich an die bestehenden Dienste gewöhnen. Die Überlegung, dass das monokulturelle Prinzip auch in diesem Bereich vielleicht von der Wurzel her überdacht werden müsste (»interkulturelle Öffnung«), wird kaum diskutiert: Nicht nur hier hört man allzu oft »Wir sind für alle da« oder »Zu uns können alle kommen, alle sind willkommen!«

In der Praxis gibt es aber Hemmnisse, die sowohl den Zugang als auch die tatsächliche Versorgung von alten Migrantinnen und Migranten einschränken. Vor allem Bedürfnisse religiös gebundener Menschen im Bereich häuslicher Pflege werden in einer immer hektischer arbeitenden Branche kaum berücksichtigt. Das Friedhofs- und Bestattungsrecht in den meisten Bundesländern (auch in Berlin und Brandenburg) geht davon aus, dass hier nur Christinnen und Christen sterben. Dass jüngst Niedersachsen

als zweites Land seine Gesetze in diesem Bereich geändert hat, spiegelte sich kaum in den Medien wider.

Alte Menschen allgemein sind kein »sexy« Thema, ganz zu schweigen von alten Migrantinnen und Migranten – so wie Migrantinnen und Migranten im Allgemeinen ohnehin nur dann in die Medien kommen, wenn die Rede ist von Islamismus. In diesem Bereich tun sich mehrere Schwierigkeiten auf, die das Thema komplizierter machen als es schon ist. Wer sind »Migrantinnen und Migranten« eigentlich, sprechen sie Deutsch, konsumieren sie deutschsprachige Medien? Welche nicht-deutschsprachigen Medien gibt es, wer macht sie, was sind ihre Schwerpunkte? Wie sehr setzen sich Zugewanderte selbst mit dem Thema Altern/Alte auseinander? Gibt es Menschen oder Gruppen, die die Bedürfnisse artikulieren und als Ansprechpersonen zur Verfügung stehen (können)?

Aus unseren Erfahrungen können wir Folgendes sagen: Die türkeistämmigen Menschen verfolgten bisher hauptsächlich die türkisch- und kurdischsprachigen ausländischen Medien, rezipieren aber in letzter Zeit verstärkt auch deutsche Medien, ob sie nun deutschsprachig sind oder nicht (»Hürriyet« und andere Tageszeitungen zum Beispiel haben Europa, Deutschland- oder sogar Berlin-Seiten, teilweise auch auf Deutsch, ein 24-stündiges Radioprogramm informiert auf Türkisch über das Geschehen in Berlin...).

Nun denken wir aber, dass die Themen von rund 10% der Gesellschaft durchaus auch die »deutschen« Medien etwas angehen sollten und müssen. Zu denken wäre beispielsweise an eine »MigrantInnen-Seite«, die nicht Migrantinnen und Migranten als Problem für »unsere« Gesellschaft zeigt, sondern als Teil der Gesellschaft. Journalistinnen und Journalisten, die kultursensibel sind – ob nun mit oder ohne Migrationshintergrund – kommt dabei sicher eine große Bedeutung zu. Jemand muss schließlich das Interesse wecken, die Themen bearbeiten etc. Vielleicht wird dann ja sogar eine tablettenabhängige russische Jüdin oder ein behinderter kurdischer Mann »sexy«...

Russischsprachige Medien für jüdische Migranten

Von Alla Kisseleva

In Deutschland gibt es heute viele russischsprachige Medien: Zeitungen, Zeitschriften, zwei Rundfunksendungen und russischsprachiges Fernsehen für 22 Länder. So existiert Radio Multikulti schon länger als 10 Jahre und in den ersten Sendungen wurden berühmte Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion interviewt. Heute sieht sich Radio Multikulti als Brücke zum neuen Leben im neuen Heimatland. Diese Sichtweise hat die Art der Berichte beeinflusst; berichtet wird über Sozialeinrichtungen, Vereine und Stellen, die die Integration der Immigranten unterstützen.

Ältere Leute sind die hauptsächlichen Leser, Zuschauer und Zuhörer. Sie stellen die meisten Anrufer und schreiben Briefe an die Redaktionen. Sie schlagen Themen vor, die in den Medien erscheinen. Dies sind nicht nur Nostalgiethemen, sondern sie interessieren sich vor allem für die Probleme ihrer Kinder, wobei das Hauptthema die Arbeitssituation (der Kinder) ist. Rundfunksender und Zeitungen machen regelmäßig Umfragen und die meisten Respondenten sind ältere Menschen. Sie sind eher als die jüngere Generation erreichbar und antworten gern auf Fragen. Über die Älteren erfahren die Medien am ehesten die Situation in den Familien. Die Probleme der Senioren selbst sind für die Medien nicht aktuell, da sie sich mehr an Menschen orientieren, die als integriert gelten. Ältere werden erst dann interessant, wenn es sich um Themen aus der Vergangenheit handelt, wie der Holocaust, zu dem sie als Zeitzeugen geladen werden.

Normalerweise stehen für ältere Menschen nicht die eigenen, sondern die Probleme ihrer Kinder im Vordergrund. Es gibt aber auch allein stehende Senioren, die neue Gesellschaft suchen bei Veranstaltungen, in der Jüdischen Gemeinde, im Jüdischen Kulturverein und in anderen Einrichtungen. Viele schreiben über ihr eigenes Leben und veranstalten Lesungen von eigenen Büchern. Sie versuchen in Deutschland und im Seniorenalter etwas zu schaffen. Sie haben immer dann Probleme und Fragen, wenn in Deutschland etwas Neues geschieht: z. B. das neue Aus-

ländergesetz, eine veränderte Rechtslage, der Umstieg von Sozialhilfe auf Grundsicherung u. a. Diese Themen werden in den russischsprachigen Medien erörtert. Probleme der älteren Migranten werden überwiegend durch die Familie gelöst. Für viele wäre ohne diese Unterstützung die Bewältigung des Alltags wesentlich schwieriger.

Die Senioren informieren sich hauptsächlich durch russischsprachige Medien. Hier erfahren sie zwar, was in der Welt oder in der ehemaligen Heimat geschieht und was für ihren Migrantenalltag wichtig ist, erhalten aber oft nur begrenzte Informationen über das Land, die Stadt, in der sie leben. Allgemeine Tagesthemen und regionale Nachrichten, wie Berliner Wahlen, Veranstaltungen, die für Berliner interessant sind, sind so für sie nicht zugänglich, die Teilnahme am aktiven Leben mit anderen bleibt begrenzt.



Kleine Raucherpause?

Foto: Metin Yilmaz

Medienbilder

Zusammenfassung der Nachmittagsdiskussion

Von Irene Runge / Jutta Keseberg-Günükutlu

Die Diskussion am Nachmittag behandelte ein Thema, das von den Medien vernachlässigt wird. Das Podium war mit Medienvertretern, die selbst Migranten sind, besetzt. Die Teilnehmer waren: Dr. Alla Kisseleva (Russisches TV und Radio Multi Kulti), Hakan Tas (freier Journalist, türkische Medien) und André Degbeon (Afro Berlin TV). Koray Yilmaz-Günay von Glad e. V. moderierte die Veranstaltung.

Zu Beginn stellten die Journalisten ihre allgemeinen Erfahrungen mit Themen wie Lebensalter oder Leben im Alter in den verschiedenen Medien dar. Es wurde die Frage gestellt, wie eine positive Berichterstattung zu diesen Themen gestaltet sein könnte. Wann ist ein alter Mensch, wann ein alter Migrant für die Presse oder das Fernsehen interessant? Etwa dann, wenn ein kraftvoll agierender Senior Jugendlichkeit ausstrahlt, aber sein in Würde erworbenes Alter negiert? Ebenso wenig wie über »jugendliche Senioren« vermittelt eine Berichterstattung, die sich auf das Aufzeigen von Defiziten beschränkt, ein Altersbild, welches den Lebensumständen der Seniorinnen und Senioren gerecht wird. Deutlich wurde, dass keiner der Podiumsteilnehmer bisher über diese Fragen ausgiebig gearbeitet hatte, wenngleich nicht nur im russischen Programm Ratgebersendungen und nostalgische Kulturprogramme für Ältere ausgestrahlt werden.

André Degbeon von »Afro-TV« sah zunächst keine wesentlichen Unterschiede zwischen den Bedürfnissen alter afrikanischer Migranten und deutscher Senioren. Für sich selbst - inzwischen mit deutschem Pass ausgestattet - war ihm für sein eigenes Alter keine besondere Bedürftigkeit vorstellbar. Er konstatierte jedoch, dass für ihn der Workshop Anlass sein werde, das Themenangebot im noch jungen »Afro-TV« zu erweitern, wo gegenwärtig vor allem Kindersendungen ausgestrahlt werden, denn alte Afrikanerinnen und Afrikaner leben heute noch kaum in Berlin.

In der Diskussion wurde auch herausgestellt, dass und wie der Alters- und Altersbegriff in einzelnen Kulturräumen unterschiedlich empfunden wird und von ungleicher Wichtigkeit ist. So gilt nicht nur in

Afrika wegen der früheren Sterblichkeit ein Mensch schon als alt, der von den Altersjahren her in Mitteleuropa in der »Blüte seiner Jahre« steht. Den wenigen wirklich kalendarisch Alten kommt zumindest auf dem Lande (und das nicht nur in Afrika) oft die Funktion des Weisen, Wissenden, Schlichtenden zu.

Für das kulturell unterschiedliche Bild des Alternsprozesses und des Lebens im Alter war keine einheitliche Definition zu entwickeln. Wenn nicht klar ist, was der jeweils Andere und seine Kultur mit dem »Altsein« verbindet, ist es schwierig, die spezifischen Unterschiede wahrzunehmen und zu beschreiben. Das Bild der Großmutter wurde bemüht, die sowohl auf der Bank am Spielplatz auf Enkel aufpasst, ihre Enkel zum Musikunterricht oder anderen Aktivitäten bringt, die noch immer arbeitet – abhängig von ihrer Gesundheit – als auch in verschiedensten gesellschaftlichen Zusammenhängen aktiv sein kann.

Es ging auch um die Frage, was Migrantenorganisationen tun können, um in den deutschen Medien mit ihren und auch solchen Themen vertreten zu sein. Ein Vorschlag war die Einrichtung einer regelmäßigen Migrantenseite in der deutschen Tagespresse. Da aber die deutschen Medien von Migranten, darin waren sich alle Podiumsteilnehmer einig, kaum konsumiert werden, ist eine solche Überlegung für Migranten als Zielgruppe kaum umsetzbar. Somit liegt das Gewicht auf der Migrantenpresse selbst. Das gilt für alle drei betrachteten Gruppen. Dr. Kisseleva betonte, dass es auf dem Markt russischsprachige Printmedien und das russische Fernsehen und Rundfunk gibt, die die Informationsbedürfnisse der russischsprachigen Migranten leidlich abdecken – ergänzt von den Medien der ehemaligen Heimatländer.

Der Weg, in der Fachpresse auf spezifische Bedürfnisse der alten Migranten aufmerksam zu machen, wurde als weitere mögliche Chance diskutiert. Doch es gibt, wurde mitgeteilt, bereits Initiativen, die sich bemühen, diese Thematik in eine breitere Öffentlichkeit zu bringen. Das geschieht z. B. durch Seminare, Schulungen wie die Multiplikatoren-schulung, in denen die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema »Interkulturelles Altern« vorangetrieben wird.

Die Diskussion zwischen dem interessierten Publikum und den Fachleuten aus dem Bereich der Altenhilfe verlief lebhaft. Fast alle Wortmeldungen enthielten Anregungen zum Umgang mit dem Thema.

Der Nachmittag endete mit einem informellen Beisammensein, bei

dem in Einzelgesprächen und in kleinen Gruppen Anregungen und Ideen aus den Vorträgen und der Podiumsdiskussion weiter vertieft wurden. Die Zeit wurde damit auch ausgiebig genutzt, um neue Kontakte zu knüpfen bzw. bestehende Kontakte zu intensivieren.

Ist das ein Epilog?

Von Filiz Müller-Lenhartz

Jetzt sitze ich da und bringe nichts zusammen, weil ich wegen Ortsabwesenheit nicht dabei sein konnte, bei unserem dritten gemeinsamen Workshop. Ich habe natürlich alle gefragt, wie es war. Unser Leiter Ben Eberle (der den Vormittag moderiert hat) und die Kolleginnen, die am Treffen als Zuhörerinnen und Diskutierende teilgenommen haben, fanden die Veranstaltung vor allem wegen der vielen, ja vielfältigen Teilnehmer sehr interessant. Die Überschrift »Wellnes im Kiez« hatte es ihnen angetan. Als ich wieder in Berlin war, sagten sie mir, dass das Treffen und all die Menschen mit ihren so unterschiedlichen Migrationserfahrungen für sie anregend und spannend war. Das Thema »Interkulturelles Altern« steht ja auch in unserem Kreuzberger AWO-Begegnungszentrum im Mittelpunkt. Sowohl theoretisch, mehr aber noch praktisch, und das an jedem Tag der Woche. Berlins arabische, russische, jüdische, türkische, polnische Menschen im Alter - das entspricht einfach der Realität dieser Stadt und damit dem Alltag in unserer Arbeit.

Erfrischend und eigentlich zum Schmunzeln war ja auch, dass der Moderator und die erste Rednerin am Vormittag zwei Leute mit US-amerikanischem Migrationshintergrund waren. Die nehmen wir ja eigentlich nicht als Migranten wahr. Wir sind ziemlich fixiert darauf, dass Migration etwas ganz anderes ist, wenn jemand wie auf diesem Workshop seine oder ihre arabisch-afrikanische oder türkisch-kurdische Geschichte mitbringt.

Es muss in den Pausen, wie ich mir habe erzählen lassen, einen anregerten und spannenden Austausch gegeben haben. Auch von der kulinarischen Pausenversorgung wurde nur Gutes gesagt. Natürlich habe ich sehr bedauert, dass ich dieses Treffen verpassen musste. Ich hoffe aber,

dass wir einen nächsten Workshop haben werden, bei dessen Vorbereitung ich wie bisher mitmachen werde. Vor allem, dass ich am eigentlichen Tag dabei bin. Gibt es schon eine Idee, worüber wir diskutieren sollten? Wird schon über den Termin nachgedacht? Bis wir uns beim nächsten Workshop treffen, kann man uns unter www.bunteskreuzberg.de Tag und Nacht besuchen.

Anhang

»Interkulturelles Altern – eine Herausforderung der Zukunft«

4. JKV-Workshop am Dienstag, 30. November 2004.

Zeit: 10 – 18 Uhr

Oranienburgerstr. 26, 10117 Berlin-Mitte

»Bis zum Jahr 2010 wird sich die Zahl der über 60jährigen Menschen mit Migrationshintergrund von heute 600000 auf 1,3 Millionen mehr als verdoppeln... Ältere Menschen ausländischer Herkunft sind damit eine der am stärksten wachsenden Bevölkerungsgruppen. Dieser Entwicklung müssen Politik und Gesellschaft gerecht werden...«, Parlamentarische Staatssekretärin Marie Luise Beck bei der Eröffnung eines Interkulturellen Altenhilfezentrums in Frankfurt am Main am 11. Oktober 2004.

Es geht bei unserem Workshop um eben diese Seniorinnen und Senioren, um die Frage, ob Migranten mit unterschiedlichen kulturellen Erfahrungen unterschiedliche Anforderungen an ihr Umfeld stellen. Wie wird das Altern in russischsprachig-jüdischen, türkisch-kurdischen, arabischen oder afrikanischen Bevölkerungsgruppen Berlins bewältigt? Was fördert oder hemmt soziales Wohlbefinden? Migranten und Menschen mit Migrationshintergrund sind gleichermaßen Subjekt und Objekt kultureller, sozialer und biologischer Alterungsprozesse, denn Altwerden ist eine individuelle und gesellschaftliche Herausforderung. Das müssen neben der Politik auch Dienstleister in öffentlichen Institutionen, Wohlfahrtsverbänden, Vereinen, in der Privatwirtschaft, Journalisten und Medien erkennen und umsetzen.

Anmeldung: e-mail JKV.Berlin@t-online.de bzw. Tel.030-282 6669, 28598052 oder Fax 030-28598053 *Eine Veranstaltung des JKV in Zusammenarbeit mit dem Migrationsrat Berlin-Brandenburg und dem AWO Begegnungszentrum Kreuzberg.*

Wir danken der Rosa-Luxemburg-Stiftung für ihre Förderung.

Der JKV ist ein Gründungsmitglied des Migrationsrats Berlin-Brandenburg www.mrbp.de

»Wellness« im Kiez? Das Umfeld als soziales Netzwerk

10.00 Uhr	Igor Chalmiev (JKV)	Begrüßung
10.05 Uhr	Dr. Irene Runge (JKV)	Einführung Das Altern veraltet nicht
10.20 Uhr	Judith Kessler (jüd. Gemeinde)	Charlottengrad oder Scheunenviertel Zum Lebensumfeld älterer jüdischer Migranten in Berlin
10.40 Uhr	Jutta Keseberg-Günükutlu	Wohnmaschine Kreuzberger Zentrum Ist das Kreuzberger Zentrum ein Negativbeispiel für mangelndes Wohlbefinden?
11.00 Uhr	Manal Seyfeldin (Landesbeirat für Integration und Migration)	Arabische Familien im Kiez Über die Aufgaben der interkultu- rellen Mediation
11.20 Uhr		Diskussion Moderation: Ben Eberle (AWO Kreuzberg)

Mittagspause von 13.00 – 14.00 Uhr

Medienbilder. Von der Schwierigkeit positiver

Berichterstattung über die Alten

14.00 – 16.00 Uhr	Podiumsdiskussion Dr. Alla Kisseleva (Russisches TV und Radio Multi Kult). André Degbeon (Afro Berlin TV) Hakan Tas (freier Journalist) Moderation: Koray Yilmaz- Günay (Gladt e.V.)
16.00 – 18.00 Uhr	Informelles Beisammensein



16 Jahre JKV

Im Mai 1986 gründete sich im Rahmen der Ostberliner Jüdischen Gemeinde eine jüdische Gruppe »Wir für uns - Juden für Juden«. Hier trafen sich Jüdinnen und Juden, Menschen aus jüdischen Familien, ehemalige Emigranten, Widerstandskämpfer und ihre erwachsenen Kinder, darunter viele Wissenschaftler und Kulturschaffende, die zumeist der Religionsgemeinde nicht angehörten. Niemand wurde ausgeschlossen, denn ein jüdischer Elternteil (Mutter oder Vater) begründete die Zugehörigkeit.

Die Gruppe ging ihre eigenen Wege und stärkte zugleich durch ihre Präsenz das Gemeindeleben. Aus ihr entstand u.a. in der Diskussion mit dem Gemeindevorsitzenden im Übergang 1989/90 der »Jüdische Kulturverein Berlin e.V.«, der sich von Anfang an als eine Ergänzung zur Gemeinde verstand. Die Gründungsveranstaltung war am 22. Januar 1990, die erste große Versammlung im März 1990 im Raum 100 des ehemaligen ZK-Nebengebäudes in der Oberwasserstraße, wo der Verein sein erstes Quartier bezog. Die erste Bestätigung der Gründung erfolgte durch den Magistrat von Berlin. Entsprechend der veränderten Rechtssituation wurde der Verein am 4. Mai 1990 in Ostberlin (noch DDR) und am 27. September 1991, also nach der deutschen Einheit, beim Amtsgericht Charlottenburg registriert. In Westberlin gab es keine vergleichbar strukturierte jüdische Organisation, so dass sich der JKV mit keiner Gruppe vereinen konnte. Aus einer jüdischen Ostberliner Kulturinitiative wurde im Verlauf der Jahre und dank auch äußerer Hilfe eine stabile jüdische Einrichtung, die dem Muster eines US-amerikanischen JCC (Jewish Community Center) folgt. Der Verein gab anfangs Handzettel, später ein kleines Informationsblatt heraus. Seit September 1991 erscheint monatlich die abonnierbare »Jüdische Korrespondenz«, die auch unter www.Migrationsrat.de/ Mitglieder / 116 / JK zu finden ist.

Der JKV bereichert nach wie vor die in Berlin bestehenden jüdischen Einrichtungen. Er ist keine Religionsgemeinde, aber als säkulare jüdische Organisation hat er sich der Bewahrung des jüdischen Erbes verpflichtet, also von Religion, Kultur und jüdischer Tradition, der Aneignung und Verbreitung von Wissen über das Judentum, über die Diaspora und Israel, über jüdische und speziell europäisch- bzw. deutsch-jüdische Geschichte. Der JKV mischt sich seit Anbeginn auch in politische Tagesfragen ein. Seine besondere Fürsorge gilt den Überlebenden der Shoa und ihren Nachfahren. Der JKV ist gemeinnützig im Sinne der Förderung der Völkerverständigung. Völkerverständigung ist dem JKV stets praktisches Anliegen. Hilfsaktionen für Zuwanderer, jüdische Gemeinden und

Einzelpersonen in der früheren Sowjetunion, Ungarn, Rumänien, die Beschaffung von Medikamenten für Kuba, zunehmend intensivere Veranstaltungen mit Vertretern anderer in Berlin lebender ethnischer Bevölkerungsgruppen sind Vereinsalltag.

Am Zentralen Runden Tisch der DDR forderte der JKV am 9. Februar 1990 angesichts der krisenhaften, von antisemitischen Ausfällen begleiteten Situation in der UdSSR von der amtierenden Regierung, jenen sowjetischen Juden, die es wünschten, den Daueraufenthalt in der DDR zu ermöglichen. Der einstimmige Beschluss des Runden Tisches und der nachfolgende Auftrag an die DDR-Regierung Modrow, die konsequente spätere Umsetzung dieses Beschlusses durch die Regierung de Maizière, wurden zum Beginn einer jüdischen Einwanderung, doch seit Herbst 2004 wurde zunächst inoffiziell, dann auf Druck des JKV auch öffentlich über Veränderungen bis hin zum Ende der Zuwanderung diskutiert. Inzwischen sind über 200 000 Menschen im jüdischen Kontingent nach Deutschland gekommen, Menschen mit jüdischen Müttern und/oder Vätern und ihre auch nichtjüdischen Angehörigen ersten Grades aller Alters- und Bildungsstufen. Berlin als Bundesland hatte seine Quoten schnell übererfüllt, so dass hier im Regelfall keine Neuzuwanderer anzutreffen sind. Aufmerksam und kritisch verfolgt der JKV-Vorstand die wiederkehrenden Bemühungen, diese Einwanderung einschränkend neu zu reglementieren. Dabei leitet ihn das Bewußtsein, wonach jüdisches Leben eine starke jüdische Bevölkerung voraussetzt, die gegenwärtig allein durch die stete Einwanderung geschaffen werden kann. Berlin könnte zu einer der attraktivsten Städte werden, auch immer mehr junge Jüdinnen und Juden aus aller Welt zieht es dauerhaft oder auf Zeit in diese Stadt, selbst wenn sich diese Bewegung nicht als zahlenmäßiger Zuwachs in der Jüdischen Gemeinde niederschlägt.

Erste Deutschkurse und jede denkbare Hilfe für russischsprachige jüdische Zuwanderer bot der JKV ab Juni 1990. Er unterstützte damals die Eröffnung der »Friedländer-Schule«, wo zunächst vor allem jüdische Zuwanderer Deutsch und Landeskunde lernen konnten, er gab Informationsmaterial auf Russisch heraus, half bei der Wohnungssuche und vermittelte Arbeitskontakte, fand russischsprachige Ärzte und lud zu Pressegesprächen in Sachen Einwanderung. Mit aktiven Zuwanderern und Zuwanderinnen entwickelte sich schnell eine breite Palette russischsprachiger Kultur- und Informationsveranstaltungen. Bis Ende 1998 erschien die »Jüdische Korrespondenz« auch als russischsprachige Ausgabe. Dank der Integrationserfolge vieler Neuberliner, dank des Ausbaus eines breitgefächerten russischsprachigen Angebots bei der Jüdischen Gemeinde und durch die Zentrale Jüdische Wohlfahrtsstelle (ZWST) und bei anderen Vereinen konnte der JKV seine ihm teilweise überfordernden russischsprachigen Aktivitäten reduzieren. Doch die Hilfe für alle, die mit ihren Problemen und Fragen kommen wird weiterhin zuverlässig ernst genommen.

Gegen Rassismus und Völkerverhetzung, Antisemitismus und Ausländerhass hat sich der JKV von Anbeginn öffentlich und ausdauernd positioniert. Diese Haltung ist eine Lehre nach und aus der Shoa, der einschneidendsten Katastrophe für das jüdische Volk. Auch darum steht die Botschaft »Erinnern = Leben« auf der Fahne des Vereins. Eng ist der Verein mit Organisationen der Holocaustüberlebenden und Widerstandskämpfer verbunden, denen viele Vereinsmitglieder angehören. Von der ersten Anzeige gegen den Shoa-Leugner David Irving 1990, dem Protest gegen den rassistischen Terror in Rostock und Hoyerswerda, der Empörung über antisemitisch motivierte Brandsätze in Lübeck, Fremdenangst in Gollwitz und Berliner Fußballrassismus, bis zur Aufforderung an die Medien, die Hoffahrt von Rechtspopulisten und die NPD- bzw. DVU-Präsenz nicht zu unterstützen und der großen Besorgnis vor wachsender Islamophobie und einem Terror im Namen des Islam, war und ist der JKV präsent. Antisemitische Äußerungen aus der Führung der russischen KP waren 1999 Anlass, an das Auswärtige Amt, das Bundesministerium des Inneren und alle Parteien zu appellieren. Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an die »Fabrikaktion« vom 27. Februar 1943, an den Novemberpogrom 1938, an die Befreiung vom Hitlerfaschismus am 8. Mai 1945 und den »Tag des Sieges« am 9. Mai, an die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Januar 1919, das Gedenken am Jom Haschoa und die Beteiligung am Tag der Erinnerung und Mahnung im September sind fest in den Jahreskalender des JKV eingebunden. Seit dem 11. September 2001 sind Treffen mit Vertretern von in Berlin ansässigen Migrantenvereinen und Organisationen und auch der gegenseitige Besuch an muslimischen bzw. jüdischen Feiertagen im Programm verankert. Der JKV

ist seit 7. Mai 2004 Gründungsmitglied der Dachorganisation Migrationsrat Berlin-Brandenburg e.V., dem gegenwärtig 55 Organisationen angehören, die eine migrantenbezogene politische und sozialkulturelle Arbeit leisten.

Durch Kommunikation und Kontakte mit der jüdischen Welt hat sich auch im JKV das Verständnis der nie endenden Frage *Was ist jüdisch?* erweitert. Kontrovers und engagiert wird dieses Thema immer wieder diskutiert. Judentum und jüdisches Leben in JKV-Auslegung meinen vor allem die Aneignung jüdischer Geschichte, von Traditionen und Werte, die mit den religiösen Üblichkeiten, einer großen Kulturleistung, verbunden sind. Diese Erkenntnis löste intensive Lernprozesse aus und führte nicht selten zu Differenzen über Ziel und Zweck des *jüdischen Kultur*-Vereins. Von den Chabadniks, der orthodoxen Bewegung des Lubawitscher Rebben, wurde die Botschaft »Think positive!« und: »Wir sind für alle Juden da« übernommen. Stimulierende Losungen wie »Turn Friday night into Shabbes« und das Prinzip der offenen Tür ließen sich teilweise auf die Verhältnisse der kleinen, institutionell auf sich selbst gestellten, finanziell bescheiden ausgestatteten Organisation JKV umsetzen. Sektiererische Fehler sowie Überspitzungen und Enttäuschungen blieben nicht aus - doch der Erfolg hat rückblickend den nicht immer leichten Weg bestätigt. Religiöse und der Tradition verpflichtete Veranstaltungen, das Anbeginn gemeinsame Begehen vieler jüdischer Feiertage und die über neun Jahren ausgeübte, doch seit Herbst 2003 aus Raum- und Kräftegründen eingestellte gemeinsame Begrüßung des Schabbat, richteten sich vor allem an Mitglieder des Vereins, jüdische Berliner und jüdische Berlinbesucher. Die Anwesenheit religiöser Persönlichkeiten wie Rabbiner Tsevi Weinman (Jerusalem), Rabbiner Herschel Glick (London), Rabbiner Heskiel Besser (New York), Rabbiner Shlomo Carlebach s.A. (New York), von Rabbinern und Yeshiwa-Bocherim der Chabad-Lubawitsch-Bewegung und des Reformjudentums sowie jüdischer Funktionäre aus aller Welt prägt die Vereinsgeschichte. Gespräche und die Zusammenarbeit mit Vertretern der Berliner Jüdischen Gemeinde sind nach eingänglich heftiger Anlehnung des Vereins durch die Gemeinde fast selbstverständlich geworden. Der JKV steht seit Gründung der Ronald S. Lauder Foundation nahe. In den ersten Jahren waren das Simon-Wiesenthal-Center Paris und das Europäisch-Jüdische Forum für die Entwicklung wesentlich. Der JOINT schickte aus Jerusalem erste russischsprachige Lehrmaterialien, aus den USA und der Schweiz spendeten Einzelpersonen Gebetbücher und Hagadot. Vieles mußte später aus Platzgründen der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin übergeben werden.

Fast 3 200 öffentliche Einzelveranstaltungen in 16 Jahren, die vor allem jüdische Kultur, Lebensweise und Bildung vermittelten, sind für einen kleinen Verein eine überwältigende Leistung. Bei durchschnittlich 25 Besuchern haben über 80 000 Menschen allein diese Veranstaltungen besucht, für die auch in der Tagespresse geworben wird. Nicht in der Zahl enthalten sind religiöse Zusammenkünfte, Feste, Beratungen, Workshops und Kurse gerade auch für Neuzuwanderer. Die Namensliste der Referentinnen und Referenten und Gäste reicht von Israels Minister Josef Burg s.A. über Israels Generalkonsule sowie Botschafter Shimon Stein zum CDU-Landesvorsitzenden und Bürgermeister von Mitte Joachim Zeller zu Schriftstellern und Künstlern wie Stefan Heym s.A., Lea Rosh, Irmgard von zur Mühlen, Markus Wolf, Josef Burg (Tschernowitz), Meir Ferber s.A. (Israel), György Konrad, Eva Siao s.A. (Peking), Heinz Knobloch a.A., Carola Stern, Rafael Seligmann, Elfriede Jelinek und Christa Wolf zu Politikern wie Günter Gaus, Lothar de Maiziere, Dr.Gregor Gysi, Barbara John, Wolfgang Thierse, Antje Vollmer, Heinz Fromm, den Vorsitzenden des Zentralrats der Sinti und Roma Romani Rose zu Wissenschaftlern aus aller Welt, darunter die Professoren John Stachel und George L. Mosse s.A. (USA), Oberst a.D. Efim Brodsky (Moskau), Gelehrte wie Rabbiner Dr. Walter Homolka, Walter Laqueur (USA), Prof. Julius Schoeps, Rabbiner Dr. Andreas Nachama, Dr. Arnold Paucker (London) und Politikern sowie unzähligen Diskutanten und Zeitzeugen aus dem jüdischen und nichtjüdischen Widerstand nebst anregenden Stichwortgebern. Nicht zu vergessen Berlins Regierender Bürgermeister Wowereit, Senatoren seiner Regierung und die Bundesbeauftragte für Integration, Migration und Flüchtlinge, Marieluise Beck sowie der Berliner Beauftragte Günter Piening..

Die Mitgliedschaft im JKV setzt die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk, also eine jüdische Familiengeschichte voraus, die oft erst rekonstruiert werden muss. JKV-Mitglieder sind entweder jüdisch im Sinne des jüdischen Rechts oder Kinder jüdischer Väter. Der JKV versteht sich als ein

Ort, an dem jeder die Traditionen und die Geschichte seiner Vorfahren erfahren kann, wo es Hilfe gibt, wenn über die Rückkehr ins Judentum nachgedacht wird. In den Kreis der fördernden Freunde kann jeder Mensch aufgenommen werden, der die Satzung anerkennt und den Verein entsprechend fördern möchte. Zunehmend aber wird Abschied genommen. Ende 2004 waren nur noch 124 Mitglieder eingeschrieben.

Der Jahresbeitrag beträgt 105 / 55 €, die einmalige Aufnahmegebühr 30 / 15 €. Seit dem 1. Juli 2003 wurden durch Umzug in kleinere Räume die Mietkosten drastisch reduziert, doch das ist längst nicht genug. Die ehrenamtlich gestaltete »Jüdische Korrespondenz« ist jährlich für 35 € (\$ 60 Übersee und Israel) zu abonnieren. Jüdische Einrichtungen in der Ex-Sowjetunion sowie ehemalige Berliner in allen Kontinenten beziehen es, wenn sie die Kosten nicht tragen können, ohne Bezahlung. Die Finanzierung des JKV erfolgt durch Mitgliedsbeiträge und Spenden. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen ohne Sachmittel boten Langzeitarbeitslosen Chancen der Vorbereitung für den 1. Arbeitsmarkt bzw. zur Integration und dem JKV die Möglichkeit, mit Projekten seinen Alltag zu sichern.

Seit seiner Gründung wurde dem JKV keine institutionelle Förderung zugebilligt. Zur Zeit werden zwei Projekte mit drei Mitarbeitern durch Arbeitsamt, Servicegesellschaft und Bezirksamt gefördert. Aus eigener Kraft konnte die Position der Buchhaltung mit einer festen Arbeitskraft besetzt werden. Bis zum 30. Juni 2005 ist die Existenz des JKV gesichert. Die Projekte betreffen die interkulturelle, generationsübergreifende Arbeit, eine »Begegnungsstätte« auch mit Nachmittagsveranstaltungen, die Holocaustüberlebenden, neuen und alten Berlinerinnen und Berlinern als Ort des Dialogs zur Verfügung steht sowie die Unterstützung russischsprachiger älterer jüdischer Einwanderer und Einwanderinnen mit höherer Bildung. Beide Projekte sind als Kooperationsvorhaben mit anderen in der Migrantenarbeit aktiven Organisationen konzipiert.

Ein ehrenamtlicher Vorstand leitet den JKV. Er wird im Abstand von zwei Jahren durch die Mitglieder gewählt. Der Vorstand bestimmt den Ersten und Zweiten Vorsitzenden und den Schatzmeister. Dem Vorstand gehörten in den 15 Jahren verschiedene Mitstreiterinnen und Mitstreiter an. In der Legislaturperiode ab 2004 ist Dr. Irene Runge erneut 1. Vorsitzende, Johann Colden 2. Vorsitzender und Andreas Poetke der bewährte Schatzmeister. Ralf Bachmann und Andrée Marum-Fischer sind die aktiven Beisitzer. Die Zahl ehrenamtlicher Aktivisten ist angesichts des sehr hohen Alters und entsprechend des teilweise instabilen Gesundheitszustands vieler Mitglieder kaum zu erweitern.

Der JKV schrieb im richtigen Moment am richtigen Ort an der jüdischen und an der politischen Alltagsgeschichte mit. Und er wird diese Position nur dann aufgeben, wenn es überhaupt keine Alternativen geben sollte.

Inzwischen hat sich in Berlin das jüdische Leben vervielfacht. Vieles von dem, was der JKV mit angestoßen hat, ist selbstverständlich geworden. In und außerhalb jüdischer Projekte warten neue Herausforderungen auf neue Akteure. 16 Jahre JKV-Erfahrung sind ein gewaltiger Reichtum.

Wie geht es mit dem Verein weiter? Finanzielle Ressourcen, die die Mietzahlungen sicherten, sind im Sommer 2005 fast erschöpft, und so scheint sich anzudeuten, dass sich der JKV bis zum Jahresende 2005 erheblich einschränken muss. Was genau nach dem 1. Januar 2006 geschehen kann, ist noch ungewiss. Auch die Auflösung des Vereins wäre denkbar. Nicht nur die finanzielle Lage, vor allem das hohe Alter vieler Mitglieder zwingt zu solcher Überlegung. Der frühe Zweck des Vereins hat sich erfüllt, aber die wachsenden Erwartungen aus der Öffentlichkeit können ohne neue Strategien nicht mehr bedient werden. Ein Rückzug von der kulturpolitischen jüdischen Bühne wird - wenn es denn nötig sein sollte - ohne Sentimentalität und im vollen Bewusstsein vor sich gehen, dass die letzten 16 Jahre eine wunderbare Zeit waren.

Dereinst jedenfalls wird ganz sicher in den Annalen der Berliner jüdischen Geschichte nachzulesen sein, dass und wie ein Jüdischer Kulturverein Berlin e.V. mehr als 15 Jahre lang agiert hat. Seien wir stolz darauf. Noch ist der Jüdische Kulturverein - und zwar trotz aller Probleme - unübesehbar präsent.

Irene Runge/Andreas Poetke



Sommerfest 2004 in der AWO-Begegnungstätte Kreuzberg

Foto: Metin Yilmaz

Jüdische Korrespondenz

Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V.

November 2004

Jüdische Korrespondenz

Seite 8

Monat November

Montag, 1. November, 14.30 Uhr
Monatsstreffen der Child Survivors.
Zusammenkunft von Jüdinnen und Juden, die als Kinder in den von Nazis besetzten Gebieten und in Deutschland überlebt haben.

Dienstag, 2. November, 19 Uhr *
»Zwischen Schlägen des Wachseins«.
Politische Gedichte.
Es spricht und liest Andrej Beuermann-Legiecki, der jüdisch-polnische Dichter und Maler (Berlin/Toscana).
Gefördert durch Rosa-Luxemburg-Stiftung

Mittwoch, 3. November, 15 Uhr
Teatime. Im Zentrum der Neuen Welt. Manhattan 2004. Kaffeeplätzchen mit Irene Runge und anschließendem Lieblingsüberraschungsfilm

Sonntag, 7. November, 16 Uhr *
»Fronteinsatz«. Ein Blick auf das 20. Jahrhundert. Prof. Stefan Doernberg liest aus seinen Erinnerungen. Gespräch, Buchverkauf

Donnerstag, 11. November, 18 Uhr *
»Aulenthalt Germania«. (2004, 57'). Regie: Herz Frank (Riga/Jerusalem) und Grigory Manyak (zuvor Leningrad/Jetzt Berlin). In Anwesenheit von Grigory Manyak (Russisch / engl. Untertitel)

Sonntag, 14. November, 16 Uhr
Zum 100. Todestag von Theodor Herzl
»Dieses Jahr in Jerusalem«.
Aus ihrem gleichnamigen Buch liest die Publizistin und Fernsehmoderatorin Luc Jochimsen (Hamburg)

Dienstag, 16. November, 19 Uhr *
»Brooklyn. Berlin. Eine Geschichte vom Warten«. Spurensuche im geteilten, vereinten Berlin, in New York, Warschau, in einer einst polnisch-jüdischen Kleinstadt und eine unvergessene Jugendliebe. Anna Mudry liest aus ihrem neuen Buch. Autorengespräch. Buchverkauf.

Mittwoch, 17. November
»Aus Kindern wurden Briefe. Die Rettung jüdischer Kinder aus Nazi Deutschland«. Ausstellungsbesuch und Besichtigung des Hauses »Ahawa«.
Treff: 13.45 Uhr am Eingang der Stiftung Neue Synagoge Berlin, Centrum Judaicum, Oranienburgerstr. 28, Berlin-Mitte. Eintritt: 2.50/1.50 Euro

Sonntag, 21. November, 16 Uhr *
»Worte muss man sehen können.«



Lebenslinien. Film über unsere Freundin, die im August 2004 verstorbene Fotografin Eva Kamein von Dagmar Wittmers. Worte der Erinnerung: Prof. John Erpenbeck

Montag, 22. November, 15 Uhr
Seniorentreff auf Russisch. Fortsetzung des literarischen Workshops von und mit Dr. Alla Kisselewa (Russisch)

Dienstag, 23. November, 19 Uhr *
»Die Synagoge Rykestraße. Ihre ersten hundert Jahre.« Kein Festvortrag. Es spricht: Dr. Hermann Simon (Direktor Centrum Judaicum)

Mittwoch, 24. November, 15 Uhr
Teatime. Gespräch mit Ralf Bachmann zu nationaler und internationaler Politik

Donnerstag, 25. November, 15 Uhr
Psychologische Beratung mit Yakow Flok. Bitte tel. anmelden (Russisch)

Dienstag, 30. November

4. JKV-Workshop

10 - 18 Uhr

»Interkulturelles Altern in Berlin - eine Herausforderung der Zukunft«
Vormittags: »Wellness« im Kiez? Das Umfeld als soziales Netzwerk, Nachmittags: Medienbilder. Von der Schwierigkeit positiver Berichterstattung über die Alten
Impulsreferate: Dr. Irene Runge, Judith Kessler, Jutta Kieseberg-Günckel, Manal Seifeldin, André Degbeon, Dr. Alla Kisselewa, Hakan Tas.
Moderatoren: Filiz Müller-Lenharz, Igor Chalmiev, Koray Yilmaz-Günay.
Diskussion.
Informelles Beisammensein.
Veranstalter: JKV Berlin e.V., Migrationsrat Berlin-Brandenburg, AWO Begegnungszentrum Kreuzberg.
Mittagspause: 13 - 14 Uhr
Anmeldung/Info: Tel 030-2826669, JKV.Berlin@t-online.de
Gefördert durch Rosa Luxemburg Stiftung

»Jüdische Korrespondenz«: www.migrationsrat.de/Mitglieder/116/»JK«

Unkostenbeitrag: * € 3,- / 1,50 (Mitglieder und Förderfreunde frei)

Nächste Vorstandssitzung:
1.11. und 15.11. um 18 Uhr

Andernorts & anderes:

Alle Gebetsgottesdienste von Chabad Lubawitsch (Rabbiner Yehuda Teichtal) finden ab sofort im neuen Zentrum in der Münsterschen Strasse 5-6, 10709 Berlin-Wilmersdorf statt. Die Telefonnummer ist unverändert 030-212 80 830.

8. Rabin-Gedenkkonzert/28. Benefizkonzert der DIG Berlin am Sonntag, 7. November, 15.00 Uhr Großer Sendesaal des RBB Berlin, Masurenallee 8-14, Charlottenburg »Eve's Women« (Israel) - Ori Orbach (Klarinette), Daina Sadeh (Bass), Alona Turell (Keyboard) und Michal Rahat (Percussion) sind Künstlerinnen der Spitzenklasse aus Israel. Sie bieten eine einzigartige und frische Mischung aus Klezmer, Jazz, Rock und Weltmusik. Mit den Einnahmen möchten wir die israelische Hilfsorganisation AMCHA unterstützen, die 1987 von Holocaust-Überlebenden für Holocaust-Überlebende ins Leben gerufen wurde. Eintritt 28, 21,14 Euro.

Die Akademie der Künste verleiht am Samstag, 27. November, um 20 Uhr in der Akademie, Hanseatenweg 10, Berlin-Tiergarten, den diesjährigen Lion-Feuchtwanger-Preis an den Schriftsteller Edgar Hilsenrath. Begrüßung und Verleihung: Adolf Muschg, Präsident der AdK. Laudatio: Robert Schindel, Wien. Anschließend liest Hilsenrath aus »Zibulsky oder Antenne im Bauch«.

IMPRESSUM
Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.
10117 Berlin, Oranienburger Str. 26
(Eingang Krausnickstraße)
Bürozeit: Mo. - Do. 11-17 Uhr
Tel: +49(30) 2 82 66 69, 28 59 80 52
Fax: +49(30) 28 59 80 53
E-Mail: JKV.Berlin@t-online.de
Bankverbindung: Berliner Bank
BLZ 100 200 00
Konto-Nr.: 7133401300
Redaktion: Dr. Irene Runge V.i.S.d.P.
Redaktionsschluss: 21. Oktober 2004
»JKV«-Abo: solidarische € 35,- pro Jahr (Europa) bzw. \$ 60,- (Übersee/Israel).
Bitte Spendenbescheinigung anfordern.
ISSN 1434-6133
Der JKV ist Mitglied im
Migrationsrat Berlin-Brandenburg
Im JKV gelten die Allgemeinen
Geschäftsbedingungen des
Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V.

Einzelpreis des Monatsblattes 1.20 Euro.
Jahresabonnent 35 Euro. Übersee und Israel \$ 60.
Bestellungen und Erwerb sind beim JKV möglich